



Berlin, den 26. Januar 1901.

## Goethe und die großen Denker.

Als ich im abgelaufenen Jahr auf der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft über „Goethe und die Philosophie“ sprechen durfte, hatte die Erörterung in dem besonderen Zweck eine feste äußere Grenze. Namentlich hätte es damals viel zu weit geführt, Goethes Verhältnis zur Geschichte der Philosophie und seine Beziehungen zu den einzelnen großen Denkern irgend zu beleuchten. Dieser Gegenstand hat aber einen eigenthümlichen Reiz: nicht nur läßt er mit besonderer Klarheit erkennen, was Goethe bei der Philosophie sucht und was ihm bei ihr als groß gilt: er spiegelt überhaupt seine Art, Menschen und Dinge zu nehmen, in höchst charakteristischer Weise, er belehrt zugleich mit deutlichem Fingerzeig darüber, wie wir selbst uns zu Goethe zu stellen haben, wenn Das seiner eigenen Denkart gemäß geschehen soll. Einen kleinen Beitrag zu diesem Problem möchten die folgenden Zeilen bieten.

Wir wissen, daß Goethes Gedankenwelt sich nicht im Anschluß an ein philosophisches System und überhaupt nicht von der Philosophie her gebildet hat, sondern daß sie aus den inneren Nothwendigkeiten seiner eigenen Natur und den Erfahrungen seines Lebens hervorging. Aber solches In-sich-selbstgegründetsein besagte schon deshalb keine starre Abschließung, weil Goethe sich selbst immer als einen Werdenen gefühlt hat; als ein Solcher konnte er zugleich die Aufgabe des Lebens darin setzen, mehr und mehr mit sich selbst Eins zu werden und Eins zu bleiben, und für alle Förderung offen, für alle Hilfe dankbar sein. Die Freiheit vertrug sich hier aufs Beste mit aufsichtiger Pietät gegen das Große, „das uns über uns selbst hinaushebt und uns vorleuchtet wie ein Stern.“ Dies Große aber fand Goethe, wie überhaupt, so auch in der Philosophie, vornehmlich bei den leitenden Persön-

lichkeiten, die mit einem ausgeprägten Ganzen des Wesens vor seinem Auge standen. Was er bei ihnen sucht, ist aber nie bloße Belehrung, sondern eine Belebung und Steigerung des eigenen Thuns; das Verhältniß hat einen durchaus persönlichen Charakter, indem nur Das am Anderen beachtet, ergriffen, angeeignet wird, was den eigenen Lebensprozeß zu fördern verspricht. Insofern ist Goethe ein Eklektiker. Aber er ist es in dem Sinn, den er selbst diesem Begriff verleiht, wenn er als einen Eklektiker Den bezeichnet, „der aus Dem, was ihn umgiebt, aus Dem, was sich um ihn ereignet, sich Dasjenige aneignet, was seiner Natur gemäß ist“. Nun hatte Goethe von Anfang an eine durchaus eigenartige Natur einzusetzen, die ihn sicher vor allem charakterlosen Hin- und Herschwanken bewahrte und ihn auch bei der Aufnahme des Fremden vor Allem sein eigenes Wesen entfalten ließ. Es war eben jenes Aufnehmen bei Goethe nie bloß passiver Art. Wie es ihm als charakteristisch gilt für die lebendige Einheit der „Entelechie“, daß sie „nichts aufnimmt, ohne sich durchs eigene Zuthat anzueignen“, so ist ihm auch alles Anerkennen fremder Gedanken ein Uebersetzen in die eigene Sprache, damit aber ein innerliches Umwandeln.

Dieser persönlichen Act seines Verhältnisses zu den großen Denkern war sich Goethe völlig bewußt; er wollte nicht sowohl schildern, was die Denker an sich, als bekennen, was sie ihm waren; er hat nie verlangt, daß die besondere Weise, wie sie sich in ihm spiegeln, für Andere maßgebend sein solle; er hat zugleich sich selbst die volle Freiheit gegenüber den Denkern vorbehalten und eine blinde Unterwerfung stets mit größter Entschiedenheit abgelehnt. Schien ihm doch überhaupt ein völliges Verstehen eines Anderen in seinem eigenen Sinn durchaus unmöglich. Solchen Gesinnungen hat Goethe bei der ihm eigenen Klarheit über sich selbst oft Ausdruck gegeben. Indem er, zum Beispiel, mit dankbarer Verehrung anerkennt, was er Spinoza schuldet, verwahrt er sich zugleich dagegen, dessen Schriften unterschreiben und sich buchstäblich dazu bekennen zu wollen. „Denn, daß Niemand den Anderen versteht, daß Keiner bei den selben Worten das Selbe was der Andere denkt, daß ein Gespräch, eine Lecture bei verschiedenen Personen verschiedene Gedankensfolgen aufregt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen; und man wird dem Verfasser von Werther und Faust wohl zutrauen, daß er, von solchen Mißverhältnissen tief durchdrungen, nicht selbst den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verstehen.“ Auch von Kant, der Goethe nach anfänglicher Zurückhaltung mehr und mehr beschäftigte, heißt es: „Ich sprach nur aus, was in mir aufgeregt war, nicht aber, was ich gelesen hatte.“

Man könnte meinen, bei solcher persönlichen Art der Aneignung hätte Goethe die innere Gemeinschaft mit den Anderen aufgegeben und die Wahrheit hätte sich ihm in eine undegrenzte Anzahl subjektiver Spiegelbilder aufgelöst.

Das aber war durchaus nicht seine Absicht; und seine Grundüberzeugungen boten ihm in Wahrheit einen festen Halt gegen einen solchen zerstörenden Relativismus. Denn sein ganzes Leben und Schaffen war durchdrungen von der Ueberzeugung, daß, wie alle Fälle individueller Bildungen von einem Allleben umfaßt sei, so auch alle Verschiedenheit individueller Fassungen eine gemeinsame Wahrheit nicht aufhebe, sondern sie vielmehr bestätige. Indem Jeder die Wahrheit in seiner Sprache ausspricht und überhaupt sie sich individuell aneignet, bleibt es die selbe Wahrheit, innerhalb derer wir Alle stehen und der wir Alle dienen. So gerathen Individualität und Allgemeingültigkeit hier nicht in einen Widerspruch, es „kann Jeder seine eigene Wahrheit haben und es ist doch immer die selbige“; so läßt sich der Gedanke des Anderen mit völliger Freiheit in die eigene Sprache übertragen, ohne daß sein Wahrheitsgehalt aufgegeben wird.

\* \* \*

Ein anschauliches Beispiel eines solchen Verwebens von fremden und eigenen Gedanken bietet die Behandlung des Aesthetikers Hemsterhuis. „Hemsterhuis' Philosophie, die Fundamente derselben, seinen Voreingang konnte ich mir nicht anders zu eigen machen, als wenn ich sie in meine Sprache übersezte. Das Schöne und das an demselben Erreuliche sei, so sprach er sich aus, wenn wir die größte Menge von Vorstellungen in einem Moment bequem erblicken und fassen; ich aber mußte sagen: das Schöne sei, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir, zur Reproduktion gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen. Genau betrachtet, ist Eins und eben das Selbe gesagt, nur von verschiedenen Menschen ausgesprochen.“ Wie viel mehr hat hier Goethe aus Hemsterhuis gemacht, wie sehr hat er das Schulmäßige seiner Lehre ins Reimenschliche, das bloß Intellektuelle ins Allgemeingeistige gehoben! Und doch ist eine gewisse Verbindung gewahrt, das Gemeinsame aus aller Verschiedenheit herausgesehen.

Solche persönliche und individuelle Art der Behandlung hat unverkennbar ihre Schranken. Sie belehrt uns im Grunde weniger über die Anderen als über Goethe, sie ergiebt kein zusammenhängendes Bild der Geschichte der Philosophie, sie steht in der Gefahr, von einzelnen hinreißenden Eindrücken der großen Persönlichkeiten her Gesamtbilder zu entwerfen, die den Kern nicht treffen. Das gilt von der berühmten Schilderung und Vergleichen von Plato und Aristoteles in der Geschichte der Farbenlehre. Wenn Goethe hier Plato, den temperamentvollsten und kampfesmuthigsten wohl aller Denker, sich zur Welt verhalten läßt „wie ein seliger Geist, dem es beliebt,

einige Zeit auf ihr zu herbergen“, und wenn er von Aristoteles, dem Schöpfer der systematischen Metaphysik, dem „Meister Doctor, die wissen“, sagt: „Aristoteles steht zu der Welt, wie ein Mann, ein baumeislerlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter, als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das Uebrige gleichgiltig“, so sind diese Bilder nicht etwa bloß in Einzelheiten der Ausführung, sondern in der Grundanlage verzeichnet, — so verzeichnet, daß nur der leuchtende Glanz ihrer Farbe einigermaßen verstehen läßt, wie sie selbst in Handbüchern der Philosophie eine Autorität behaupten konnten.

Solche Irrungen aber entstanden im Grunde nur dadurch, daß Goethe selbst das Gebiet seiner Stärke verließ und lehrhaft austrat; wo er sich in seinen Grenzen hält und die Denker nur in Dem vorführt, was sie ihm persönlich sind, da hat er einen völlig sicheren Boden und da birtet er uns Etwas, das unergleichlich werthvoller ist als Alles, was die übliche Mattigkeit des Denkens und Lebens als Objektivität zu preisen pflegt. Seine Beziehungen zu großen Denkern sind in erster Stelle Entwicklungen seines eigenen Seins, Bekenntnisse über sein eigenes Streben. Wir sehen die Gedankenkreise sich berühren, Synthesen von Wesen zu Wesen entstehen, Leben von hier nach dort überströmen. Die Eigenthümlichkeit der goethischen Denkweise wird hier an einem besonderen Gegenstande faßbar. Aber auch die anderen Denker erschließen sich uns in der Berührung. Wenn Goethes Blick immer auf das Wesentliche, Fruchtbare, Reinmenschliche geht, wenn sein Sehen ein Heraussehen der einfachen Grundzüge, sein Schildern ein inneres Verleben ist, so muß von der Spiegelung in seinem klaren und gegenständlichen Geist helles Licht auf sie zurückschallen, so müssen auch sie uns in großen und reinen Zügen vor die Augen treten. Sehen wir, ob die thatsächliche Behandlung der Denker, die für Goethe besonders viel waren, solche Annahme bestätigt.

Goethes Schätzung des Griechenthums mußte ihm, wie überhaupt die alten Denker, so namentlich Diejenigen unter ihnen werthvoll machen, welche das Eigenthümliche des klassischen Geisteslebens in Gedanken zu fassen verstanden. Sokrates, Plato, Aristoteles, unter ihnen wieder Plato voran, traten damit in den Vordergrund. Namentlich in zwiefacher Richtung fühlte Goethe sich zu ihnen hingezogen und durch sie gesprödet. Zunächst war es die größere Einheit und Einfachheit gegenüber der Verzweigung und Entwicklung des modernen Lebens, die jede Annäherung an jene drei Helden des Gedankens als ein Ereigniß begrüßen ließ, „was wir am Freudigsten empfinden und was unsere Bildung zu befördern sich jeder Zeit kräftig erweist.“ Ja, als eine Rettung aus der grenzenlosen Vielsachheit, Zerstückelung, Verwickelung der modernen Naturlehre konnte die Frage erscheinen: „Wie würde

sich Plato gegen die Natur, wie sie uns jetzt in ihrer größeren Mannichfaltigkeit, bei aller gründlichen Einheit, erscheinen mag, benommen haben?"



Ein Zweites, das Goethe mit den Alten verbindet, ist ihre synthetische Art, namentlich, wie sie in der engen Zusammengehörigkeit von Mensch und Welt zum Ausdruck kommt. Jenes berühmte Wort, das Auge müsse sonnenhaft sein, damit wir das Licht erblicken könnten, hängt nicht nur äußerlich mit Plato zusammen: es ist die platonische Ueberzeugung von der Wesensverwandtschaft zwischen Seele und Welt, von einem Wiederausammenkommen Beider in der Erkenntniß, die auch Goethes Denken beherrscht. Indem hier Goethe den Alten folgt, vollzieht er zugleich eine Bekräftigung seines eignen Wesens.

Lange müssen wir durch die Zeiten wandern, um zu einem Denker zu gelangen, der Goethe so viel war wie Plato; haben wir ihn aber in Spinoza gefunden, so ist zugleich der Höhepunkt des Ganzen erreicht. Denn nirgends hat sich ein so inniges Verhältniß gebildet, nirgends hat der Andere eine so unmittelbare Gegenwart im eigenen Lebensprozeß gefunden, wie es hier geschieht. Mehr als einmal hat Goethe bekannt, daß, was ihn zu Spinoza zog, vornehmlich die friedliche Wirkung war, die er von ihm empfing, die Friedenslust, die ihn von dort anwehte. Es war nicht nur eine Verstärkung, es war auch eine Ergänzung, die ihm daraus zuging. Denn er empfand, namentlich in der Epoche des Sturmes und Dranges, die ausgleichende Ruhe Spinozas als den wohlthätigsten Kontrast zu dem eigenen, Alles aufregenden Streben; aber auch später rettete er sich gern vor dem Gewirr des Lebens und vor unangenehmen Eindrücken fremdartiger Denkweisen zu jenem „alten Ayl“. Hier fand er sich unterstützt in dem Verlangen, aller partiellen Resignation überlegen zu werden durch ein ruhiges und reines Resigniren im Ganzen, hier fesselte ihn eine grenzenlose Uneigennützigkeit der Gesinnung, hier sah er die Weltbegriffe abgelöst von der Kleinheit des Menschen, hier fand er alle Mannichfaltigkeit von einem großen Alleben umfassen und sah sich zugleich in der ihm so tief wurzelnden Anschauungsweise bestärkt, das Göttliche nicht in die Welt von draußen hineinkommen zu lassen, sondern Gott in der Natur, die Natur in Gott zu suchen. Was dagegen an Spinoza der eigenen Natur fremdartig war, Das konnte Goethe, unbeschadet aller Verehrung, einfach abstreifen und auf sich beruhen lassen. So die mathematische Einkleidung der Gedanken, so überhaupt das schwerfällige Rüstzeug der Beweisführung, ferner Alles, was hier der Selbständigkeit des Individuums und der Freiheit der Bewegung entgegenwirkt. Wenn Goethe die großen Intuitionen Spinozas rein heraushebt und sich allein daran hält, so

giebt sein Bild allerdings nur den Spinoza Goethes, nicht einen Allwelt-Spinoza; aber ist vielleicht nicht eben damit, was in Jenes Lebensarbeit an unergänglicher Wahrheit steckt, mit besonderer Klarheit herausgestellt?

Gegen Spinoza tritt Leibniz sehr zurück. Aber Goethe erwuchs nicht nur in einer von leibnizischen Gedanken durchdrungenen Zeit: auch seine eigene Natur enthielt Annäherungen an den großen Monadologen. Vor Allem ist in der Idee der Individualität und des Selbstseins des Innenlebens ein Zusammenhang unverkennbar. Wer anders hat dem Gedanken Bahn gebrochen, daß in den Menschen nicht das Mindeste von außen hineinkommen könne, da einmal „die Monaden keine Fenster haben“, daß vielmehr alle Bewegung eine Entfaltung von innen her bedeute, daß der Mensch an erster Stelle nicht die Dinge, sondern sich selbst in den Dingen erlebe, als Leibniz? So hat sich Goethe auch sicherlich durch seine Vermittelung den aristotelischen Ausdruck der Entelechie angeeignet, der jener Uebersetzung als Gefäß dienen soll. Gemäß seiner Art konnte Goethe jene Schätzung der Individualität und jene Vorstellung vom Lebensprozeß aufnehmen, ohne dadurch mit dem Aalleben Spinozas in Widerspruch zu gerathen. Nach anderer Richtung verbindet ihn mit Leibniz die Hochschätzung des Prinzips der Stetigkeit in Natur und Geschichte. Leibniz hat mit besonderem Nachdruck dies Prinzip als sein Eigenthum verkündet; mochte Goethe in der Durchführung noch so weit von ihm abweichen: im Grundgedanken blieb er ihm eng verbunden.

Besonders anschaulich entfaltet die goethische Art ihre Eigenthümlichkeit in dem Verhältniß zu Kant. Kants Denkweise konnte von Haus aus Goethe keineswegs sympathisch sein; er hat sich trotzdem, sobald nur ein Punkt fruchtbarer Berührung gefunden war, in sie einzuleben und ihr das Beste abzugewinnen gewußt. Nachdem die Kritik der reinen Vernunft, als völlig außerhalb des goethischen Kreises liegend, keine stärkere Wirkung erzeugt hatte, fand sich jener Punkt mit der Kritik der Urtheilskraft. Bei aller Wahrung der Selbstständigkeit konnte eine innere Gemeinschaft entstehen. „Wenn auch meiner Vorstellungart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hier und da Etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun, Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst so wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein, und was neben einander stand, wohl für einander, aber nicht abichtlich wegen einander.“

Nach solcher Herstellung eines inneren Zusammenhanges ergab sich mehr und mehr auch ein positiver Anblick der Gesamtarbeit Kants. Nicht nur in der Vernunftkritik, nicht nur in der Naturphilosophie ward Ver-

schiedenes lebhaft begrüßt und angeeignet; auch in dem Ganzen ward die Steigerung des Vermögens des Geistes freudig anerkannt. Eine neue Epoche schien damit begründet, eine große Bewegung begonnen, deren Einfluß sich kaum Jemand ungestraft entziehen könne. So war auch Das für Goethe ein positiver Lebensfaktor geworden, was ihn zuerst als fremdbartig abstieß.

Von den Nachfolgern Kants stand dem großen Dichter Niemand näher als Schelling. Nicht nur rühmte er vom Ganzen seiner Art „die große Klarheit bei der großen Tiefe“ — eine Schätzung, die heute nicht Viele theilen werden —, er hat namentlich von seiner Naturphilosophie stärkste Einflüsse empfangen. Wenn dem späteren Goethe in seiner früheren Naturauffassung zu fehlen schien „die Anschauung der zwei großen Triebkräfte aller Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig“, so dürfte zu jener Fortbewegung Niemand mehr mitgewirkt haben als Schelling. Aber auch die Gesamtart der goethischen Philosophie ist der künstlerisch gestimmten Denkweise Schellings verwandt. Denn dessen Art, die Gegensätze einander gegenüberzustellen und zugleich in lebendiger Beziehung zu halten, begegnet einem tiefwurzelnden Streben des Dichters, mit ruhigerer und umsichtigerer Art die Wirklichkeit in eine Reihe von Gegensätzen auseinanderzulegen, die verschiedenen Seiten deutlich zu entfalten, sie dann aber in eine fruchtbare Wechselwirkung zu bringen. In meinem Vortrag über Goethe und die Philosophie habe ich diese Art, die Wirklichkeit in ein großes Gewebe von Gegensätzen und Ergänzungen zu verwandeln, näher dargelegt. Bei so viel positiver Beziehung zu Schelling wird Anderes in seiner Art, was Goethe eben so wenig sympathisch sein konnte wie uns Modernen, die Redheit seiner Spekulation, das Hastige, ja Flüchtige seiner Arbeit, ohne Weiteres zurückgeschoben.



Ein Ueberblick über diese mannichfachen Verhältnisse des großen Dichters zu den großen Denkern ergibt zugleich einen Gesamtanblick der Grundlinien des goethischen Denkens. Aus Dem, was er bei den Anderen sucht, erkennen wir deutlich, was ihm selbst die Philosophie als Ganzes ist. Sie bedeutet ihm augenscheinlich kein Grübeln über verborgene Gründe der Dinge, kein Zurücktreten hinter die Welt, um sie von einem überlegenen Standort zu entwickeln, sondern sie ist ihm ein Zurechtfinden in einer uns mit unerschöpflicher Lebensfülle umfangenden Welt, sie ist eine Klärung unseres Verhältnisses zu uns selbst und zur Außenwelt, sie ist damit unmittelbar eine Steigerung des Lebens. Solchem Inhalt entspricht die vorwiegend künstlerische, ja plastische Art des Verfahrens. Ob dieser Typus des Denkens nicht

dem Ganzen der Philosophie fruchtbare Anregungen und Ergänzungen bringen, ob er nicht die unerläßliche Wendung ihrer Arbeit vom Schulmäßigen ins Reinnenschliche fördern könne: Das ist heute und hier nicht zu erörtern.

Wohl aber möchte ich noch mit einem Worte Dessen gedenken, daß Goeth's Stellung zu den großen Denkern uns ein leuchtendes Vorbild für unser eigenes Verhalten zu ihm bietet. Goethe hat sich mit den Anderen nur besaßt im Interesse seiner eigenen Entwicklung, er hat sie nicht weiter angeeignet, als sie seinem Leben Förderung versprochen, er hat sich mehr an ihnen als durch sie gebildet, er hat als das kostbarste der Güter immer seine volle Selbständigkeit gewahrt. Dem entsprechend, wollte er selbst für die Anderen kein Meister, sondern ein Befreier sein; er hat, indem er sich dafür entschied, sicherlich sein Werk nicht herabsagen wollen. Ein solcher Mann wird nicht in seinem eigenen Sinn geehrt, wenn er als eine allgemeine Norm und eine bindende Autorität behandelt und wenn damit verdunkelt wird, daß nach seinem eigenen Wort die höchste Wirkung des Geistes ist, den Geist hervorzurufen, der Eigenthümlichkeit, Eigenthümlichkeit zu erwecken. Nur dann also behandeln wir Goethe im Sinn Goethes, wenn wir in ihm vor Allem eine starke und unvergleichliche Individualität anerkennen und zu dieser Individualität ein selbständiges Verhältniß zu gewinnen suchen, wenn wir ihn zur Hilfe nehmen, um uns selbst zu einer ausgeprägten Art aufzuarbeiten. Dazu aber müssen wir uns die selbe Freiheit, die er sich g'gen Andere wahrte und die er keineswegs als ein Privilegium des Genies betrachtete, auch ihm gegenüber wahren. Noch immer ist die Mahnung nicht überflüssig, es möchte weniger Goethekult getrieben und mehr fruchtbare Beziehung zu Goethe, mehr Förderung des eigenen Lebens durch ihn gewonnen werden.

Jena.

Professor Dr. Rudolf Eucken.





## Ein Schopenhauer-Denkmal.

Wie gewöhnlich, habe ich auch jetzt wieder auf meiner Reise in Afrika die Werke Arthurs Schopenhauer in meiner kleinen Bibliothek. In der schwülen Temperatur der Zambesigebiete, unmittelbar vor der Regenzeit, wo das Thermometer von 42 bis 47 Grad C. im Schatten pendelt, wirkt die scharfe Verstandesklarheit dieses norddeutschen Kopfes doppelt erquickend.

An einem der letzten Novembertage las ich das „Lebensbild Schopenhauers“, das Julius Frauenstädt der Gesamtausgabe vorausgeschickt hat, und fand darin das Urtheil, das Professor Eduard Zeller in seiner „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz“ über Arthur Schopenhauer gefällt hat. „Schopenhauer nimmt nicht nur als Schriftsteller eine hervorragende Stelle in der philosophischen Literatur ein, sondern er ist auch ein Mann von ungewöhnlich geistiger Begabung und vielseitiger Bildung, den die Schärfe seines Denkens wie die Kraft seiner Anschauung zur philosophischen Forschung entschieden befähigte. Wenn er nichtsdestoweniger mit Beneke das Schicksal getheilt hat, daß er lange Zeit fast unbeachtet blieb und daß sich ihm die Aufmerksamkeit erst gegen das Ende und nach dem Ende seines Lebens allgemeiner und eingehender zuwandte, so liegt der Grund davon theilweise allerdings in dem eigenthümlichen Charakter seiner Philosophie und ihrem Gegensatz gegen die herrschende Denkweise, nicht zum kleinsten Theil aber auch in seiner Persönlichkeit und seinem persönlichen Verhalten. So tief sein wissenschaftliches Streben, so lebhaft sein Gefühl für das Schöne, so ausgebildet sein Geschmaç, so stark der ideale Zug seiner Natur ist, so unbändig ist andererseits seine Sinnlichkeit, so maßlos seine Selbstüberschätzung und Selbstanpreisung, so kleinlich seine Eitelkeit, so brennend sein Ehrgeiz, so rücksichtslos seine Selbstsucht. Unfähig, von sich selbst zu abstrahiren und sich durch die Wissenschaft über die eigenen Schwächen erheben zu lassen, überträgt er alle Widersprüche und Grillen seiner launenhaften Natur in sein System; . . . statt die Stellung, zu der er sich berechtigt glaubt, in geduldiger Arbeit zu erringen, zieht er sich, nach vorübergehenden unstillen Anläufen zu einer akademischen Thätigkeit in Berlin, seit 1831 nach Frankfurt a. M. in einen Schmolzwinkel zurück. Bei einem solchen Verhalten ist es nicht zu verwundern, daß er die Anerkennung, die er fand, nicht früher gefunden hat.“

So spricht Zeller. Schon Frauenstädt hat den Vorwurf ungerichtet genannt, Schopenhauer habe das Verdienst jedes zeitgenössischen Philosophen als ein Attentat auf seinen eigenen Ruhm angesehen. Es giebt keinen aufrichtigeren und bescheideneren Bewunderer Kanis als Arthur Schopenhauer. Ueber Hegel, Fichte, Schelling, Schleiermacher und die Duzende von anderen „Philosophen“, die im Uebrigen zugleich mit ihm auftraten, aber urtheilt er,

wie heute etwa neun Zehntel des gesammten philosophisch gebildeten Publikums aller Nationen über sie urtheilen. Das Verhältniß Schopenhauers zur sogenannten „Universitätphilosophie“ ist bekannt. Es ist bedauerlich, daß er so viel Galle und unnöthigen Sarkasmus an sie verwendet hat. Aber man muß bedenken, in welchem Ansehen sie zu Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland und darüber hinaus stand. Es ist eins der unsterblichen Verdienste Schopenhauers, den deutschen Geist von dem Einfluß dieser Theoretiker befreit zu haben. Dadurch hat er unmittelbar an der Wiebergeburt der deutschen Welt mitgearbeitet. Aus der unklaren sogenannten „Nation der Denker“ hat er das Volk von Sadowa und Sedan mit schaffen helfen.

In Zellers Kritik ist besonders charakteristisch die Zusammenstellung Schopenhauers mit Beneke. Während Schopenhauers Name neben dem von Richard Wagner als Verkörperung des modernen deutschen Geisteslebens über alle fünf Erdtheile hinstrahlt, ist der Benekes, wie ich vermute, den nicht fachphilosophisch Gebildeten nicht einmal in Deutschland bekannt. Eben so komisch berührt der Vorwurf, daß Schopenhauer die Stellung, „zu der er sich berufen glaubte“, nicht in stiller Arbeit angestrebt, sondern sich „in den Schmollwinkel“ nach Frankfurt zurückgezogen habe. Welche Stellung mag Zeller wohl gemeint haben? Etwa die eines Ordentlichen Professors an einer deutschen Universität? Nun erklärt aber Schopenhauer selbst immer wieder, daß er sich zu einer solchen Stellung absolut nicht berufen fühle. Er hält die Institution von Philosophie-Professoren überhaupt für eine unmögliche und wunderliche. Jedenfalls paßte Schopenhauer mit seiner weltmännischen internationalen Erziehung ganz und gar nicht in die philosophische Fakultät einer deutschen Universität. Was soll denn aber das Gerede vom „Schmollwinkel“ in Frankfurt? Weßhalb soll ein Philosoph nicht eben so gut in Frankfurt a. M. wie in Berlin denken und schreiben können? Da Schopenhauer finanziell völlig unabhängig war, stand es ihm am Ende frei, sich seinen Wohnort nach seinem Geschmack zu wählen. Aus Zellers Urtheil spricht eben noch der Professor, der den Gegner der „Kunst“, als deren Vertreter er sich fühlt, vor seinem Richterstuhl sieht. Die Geschichte wird sein Urtheil demnach auch nicht als das letzte Instanz hinnehmen, so wenig wie sie das Ignoriren und Sekretiren Schopenhauers als endgiltig betrachtet hat.

Ich sehe in Arthur Schopenhauer einen der großen tragischen Helden der Menschheitsgeschichte. Durch natürliche Befähigung und seinen Erziehungsgang heraus und empor gehoben über seine Zeit und sein Volk, mußte er doch die ganze Misere des engherzigen und zopfigen Philistertums, wie es bis 1850 in Deutschland vorherrschte, an seinem eigenen Leibe erfahren. Der Vater, dem er am zweiundzwanzigsten Februar 1788 in Danzig geboren wurde, war ein reicher, vornehmer und stolzer hanseatischer Handelsherr, der

einen großen Theil seines Lebens in Frankreich und England zugebracht hatte, eine genaue Kenntniß und ein feines Verständniß der Literatur der beiden westlichen Nationen besaß und besonders für englische Lebensformen und Einrichtungen eine glühende Bewunderung hegte. Auch Arthur wurde wie ein werdender Gentleman erzogen, in Hamburg, Frankreich, England, Belgien und der Schweiz. Deutsche Junstgelehrte haben solchen Entwicklungsgang getadelt und gemeint, es wäre doch besser für den genialen Jüngling gewesen, wenn er in üblicher Weise ein deutsches Gymnasium durchgemacht hätte. Ich nehme an, daß die Bewunderung unserer sogenannten humanistischen Erziehung auch bei uns schon im Abnehmen begriffen ist. Ich wenigstens kann mir kein ungeeigneteres Erziehungssystem als das unserer Gymnasien für einen begabten jungen Menschen vorstellen. Daß in Schopenhauers Elternhaus die geistigen Anregungen nicht fehlten, lehren schon die Namen der Männer und Frauen, die dort verkehrten und zu denen Klopstock, Tischbein, Reimarus, Baron Staël, Madame Chevalier, Büsch, Graf Reinhard, Feldmarschall Kaldreuth, Lady Hamilton und Nelson gehörten. Erst 1809, nach seines Vaters Tode und nach einer gründlichen privaten Vorbildung, bezog Schopenhauer die Universität; und hier hörte er in Göttingen von 1809 bis 1811: Staatsgeschichte bei Heeren, Naturgeschichte und Mineralogie bei Blumenbach, Chemie bei Strohmeyer, Physik bei Tobias Mayer, Botanik bei Schrader, Geschichte der Kreuzzüge bei Heeren, Metaphysik und Psychologie bei G. E. Schulze, Astronomie und Meteorologie bei Tobias Mayer, vergleichende Anatomie bei Blumenbach, Geographie bei Heeren. Sein philosophisches Privatstudium konzentrierte sich von vorn herein auf Kant und Plato; erst später dehnte er es auf die Anderen aus. Seine intimen Freunde in Göttingen waren Bunsen und ein Amerikaner, der nachher sehr reich wurde. „So verschieden sind die Lebenswege“, sagt Schopenhauer in Erinnerung an diese Freundschaft; „der Eine ist Diplomat, der Andere Millionär, der Dritte Philosoph geworden.“

In Berlin hörte Schopenhauer von 1811 bis 1813: die Thatfachen des Bewußtseins und der Wissenschaftslehre bei Fichte, Experimentalchemie bei Klaproth, über Magnetismus und Elektrizität bei Erman, Ornithologie und Amphibiologie, Ichthyologie, über weißblütige Thiere und Hausthiere bei Lichtenstein, nordische Poëtie bei Nüß, Geschichte der Philosophie während der Zeit des Christenthums bei Schleiermacher, Geschichte der griechischen Literatur bei Wolf, bei dem er auch über die „Wolken“ des Aristophanus und die Satiren des Horaz hörte, über das Leben und die Schriften des Platon bei Böckh, Gognosie bei Weiß, Zoologie und Entomologie bei Lichtenstein, Physik bei Fischer, Astronomie bei Bode, allgemeine Physiologie bei Forstel. Ich zähle diese Kollegien hier auf, weil sie zeigen, wie vielseitig die Interessen des Studenten waren und in welchem Maß die exakten Natur-

studien vorwiegen. Das blieb auch in späteren Jahren so; er war stets in engstem Kontakt mit der modernen Naturwissenschaft, studierte nicht nur die deutschen, sondern auch alle Hauptwerke der Franzosen und Engländer und arbeitete selbst auf den verschiedensten Gebieten bahnbrechend oder doch befruchtend mit. Aus dieser gründlichen Kenntniß erwuchs seine philosophische Erklärung der Natur; ohne solche Kenntniß wäre Schopenhauers Metaphysik nicht möglich geworden. Er zeigt sich da als ganz modernen Menschen, im Gegensatz zu all dem scholastischen Wortgezühl ringsum.

Bei seinen Studien halfen ihm seine außerordentlichen Sprachkenntnisse, die ihm die Literaturen aller Kulturvölker unmittelbar erschlossen. Griechisch und Latein beherrschte er vollkommen; Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch sprach und schrieb er wie Deutsch, von Sanskrit und Hebräisch kannte er wenigstens die Grundlagen. Besonders wichtig wurde seine Verührung mit der Sanskrit-Literatur, die ihm, neben Plato und Kant, zum dritten tiefen Quell des Stromes ward, dem er seine eigene Weltanschauung zu danken hatte. Das Dupnehat nannte er selbst seine Bibel, in der er regelmäßig vor dem Schlafengehen noch zu lesen pflegte.

Heute und hier ist es nicht mehr nöthig, Schopenhauers Philosophie im Einzelnen zu schildern. Ich habe selbst als junger Mensch in meinem Buch „Willenswelt und Weltwille“ (F. A. Brockhaus, Leipzig 1882) eine ehrliche Kritik dieser Philosophie unternommen und versucht, sie in pantheistisch-theistischer Richtung fortzuführen. Hier will ich nur betonen, daß, wenn auch manche Widersprüche im System sein mögen, als dauernde Er-rungenenschaft für die Menschheit die geniale Entdeckung Schopenhauers von der Wesensgleichheit der gesammten Natur, der organischen wie der anorganischen, uns gesichert ist. Daß der „Wille“ auch im Fallen des Steines, im Toben des Meeres, im Rauschen des Waldes, im Spiel der chemischen Elemente sich regt: diese Thatsache hat Schopenhauer bewiesen, in seinem Hauptwerk und besonders im „Willen in der Natur“. Im Besitz dieser Erkenntniß vermögen wir die Entwicklung des Weltganzen — wenn nicht zu verstehen, so doch — als möglich zu erfassen. Vor Allem aber hat uns diese Weltanschauung eine Naturempfindung geschenkt, wie sie inniger durch kein Religionsystem und keine andere Metaphysik zum Ausdruck gebracht worden ist. Das „Ein und All“ wird hier zur Thatsache. Nichts Fremdes mehr giebt es für die empfindende Seele im ganzen Weltall, sondern ein Ich erfüllt das Ganze, mein eigenes Wesen ist es, was auch im Thier, in der Pflanze und den unorganischen Stoffen sich offenbart. Leben und Tod sind nur Schein. Wie Kinder in den Mutter Schoß, taumeln die Individuen in die Nähe des Todes zurück. Wohl erschrecken sie im Fallen, wie es der Kinder Art ist, weil sie nicht wissen, daß es nur ein Spiel gilt; aber lächelnd fängt die liebevolle Allmutter sie immer wieder in ihre Arme auf.

Schopenhauer ist einer der Klassiker unseres Volkes. Seine Schriften sind glänzend wie die Lessings und tief wie Goethes Faust. Ueber die Jahrtausende hin wird der Schatz seiner Gedanken hinübergereicht werden in dieser herrlichen Form; seine Werke sind unvergänglich wie der Genius der deutschen Art selbst. Bis in die fernsten Zonen wird die Wirkung dieses Kopfes heute schon verspürt und sein Genie trägt dazu bei, daß der deutsche Geist von den Fremden bewundert wird. Sollte da nun nicht in Deutschland selbst sich das Bedürfniß regen, dem Manne, dem die Welt weit schweres Unrecht gethan hat, wenigstens nach dem Tode ein Denkmal zu setzen? Es wäre eine schöne Eröffnung des neuen Jahrhunderts, wenn deutsche Männer sich zusammenthäten, um diese Ehrenschild an die Namen Arthurs Schopenhauer abzutragen. Ich bin leider den deutschen Verhältnissen entrückt und muß mich deshalb auf diese Anregung beschränken. Ich hoffe aber, daß Andere diese Angelegenheit in die Hand nehmen werden.

„Sie sind mir Alle fremd, die mich umgeben; die Welt ist öde und das Leben lang“: so klagte Schopenhauer in seinem Nachruf an Kant schon 1820. Er irrte. Noch lebte Goethe, der den jugendlichen Schopenhauer seiner Freundschaft würdigte, und schon war Richard Wagner geboren, der es, nach eigenem Geständniß, später unternahm, Schopenhauers Weltanschauung in das Reich der Musik zu übertragen. Schon auch rang das moderne Deutschthum sich empor, das unter Bismarcks Führung die Misere beseitigen sollte, unter der auch Schopenhauers Seele zu leiden hatte. Aber er wußte es nicht und in einsamer Verbitterung, freudlos, verließ ihm der größere Theil seines Lebens. Wir, die wir uns der Früchte seines Genies freuen dürfen, sollten uns um sein Andenken schaaren und laut verkünden, daß er nicht ein Einzelner in Deutschland war, sondern daß er der erste Vertreter einer kräftigen Richtung unseres nationalen Geisteslebens ist. Daß er nicht vergessen ward, zeigen wir am Deutlichsten durch die Errichtung eines Schopenhauer-Denkmals in Berlin oder in Frankfurt a. M. Wahr werden muß, was der Philosoph selbst schon 1819, nach dem Erscheinen seines Hauptwerkes, vorahnend sprach:

„Aus langgehegten, tiefgefühlten Schmerzen  
Wand sichs empor aus meinem innern Herzen.  
Es festzuhalten, hab' ich lang gerungen:  
Doch weiß ich, daß zulezt es mir gelungen.  
Mögt Euch nun immer, wie Ihr wollt, geberden:  
Des Werkes Leben könnt Ihr nicht gefährden.  
Aufhalten könnt Ihr, nimmermehr vernichten:  
Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten.“



## Autorität.

Als eins der schwierigsten Probleme ist den philosophischen Köpfen zu allen Zeiten die Existenz und Macht der Autorität im Staate, in der Gesellschaft und der Wissenschaft erschienen. Wie kommt es, daß einem Manne unserer Art mehr geglaubt, besser gehorcht wird als einem anderen? Daß überhaupt gehorcht und geglaubt wird? Erklären ließ sich Das nicht, es sei denn durch ein neues Wunder, durch Gott. Und so haben sich alle Autoritäten auf religiöse Motive, göttliche Abstammung, göttliche Emanation, göttliche Befehle berufen. Gott, Bibel und Kirche hießen die drei Stützen der Weltordnung bis zum vorigen Jahrhundert, der sogenannten Zeit der Aufklärung. Im Kampfe gegen die Aufklärung haben sich alle Autoritäten solidarisch gefühlt, wie sie es heute noch thun im Kampfe gegen die internationale Sozialdemokratie, die insofern eine Fortsetzung des Rationalismus ist, als sie glaubt, die Autoritäten in Staat und Gesellschaft bekriegen zu müssen und bekriegen zu können und die Herrschaft der Autorität durch die Autorität der Vernunft abzulösen.

In Wirklichkeit war kaum eine Zeit autoritätgläubiger als unsere. Europa war nie besser diszipliniert als heute, — und jede Disziplin beruht auf Autorität. Wir haben gesehen, daß auch die Verbreitung der Bildung im Kampfe gegen die Autorität absolut nichts nützt. Es ist vielmehr rührend, zu beobachten, wie brav das gebildete Europa seine Vernunft und Bildung ein- und abstellt, den Forderungen der jeweiligen Autoritäten zu Liebe. Nur Eins hat sich verändert: die Art und die Institutionen der Autoritäten. Es ist nicht mehr der Papst, es ist nicht mehr Thomas von Aquino, es ist nicht mehr Aristoteles, dem sich das aufgeklärte Europa unterwirft. Es ist überhaupt nicht mehr ein einzelner Mensch, der eine absolute Autorität übt. Es sind mehr, es sind verschiedenartigere Menschen, die in mehrerlei und verschiedenartiger Weise herrschen; und es sind vor allen Dingen Begriffe, Moralen, Prinzipien, unter deren Zwange Europa steht. Die Autorität ist heute komplizierter, zum Theil heimlicher, schleicher geworden. Es giebt keinen Philosophen mehr, keinen Priester und keinen Fürsten, der ganz Europa Geseze diktiert. Wir haben ein europäisches Gleichgewicht, mehr Sekten, mehr Staatsformen, mehr Disziplinen. Wie Alles bei uns mehr in die Breite gegangen ist. Aber das Mehr von Autoritäten hebt die Autorität nicht auf, stützt sie viel mehr nur. Je umfangreicher zum Beispiel das Gebiet der Wissenschaften, Künste, Religionen wird, um so mehr Ignoranten, Dilettanten, Laien giebt es wieder, um so größer wird das Gebiet, auf dem die Autorität herrscht.

Aber wie entsteht eine Autorität? Wie wirkt sie? Wie vergeht sie? Wie erkennt man sie? Worauf beruht sie?

Ein Trupp versprengter Soldaten im feindlichen Lande, erschöpft, aller Mittel entblößt, jedem Zufall preisgegeben. Autorität ist da Der, dessen Herz in diesem Augenblick noch nicht in die linke Hosentasche gerutscht ist. Er übernimmt die Führung, — und man folgt ihm besinnungslos, in die Freiheit wie in den Tod. Er ist der Häuptling, die Autorität. Sie ist gestützt auf seinen Muth.

Ein Arzt hat viele oder starke oder wunderbare Heilerfolge erzielt. Er ist eine Autorität; sie stützt sich auf seinen Erfolg.

Eine Handelsgesellschaft soll begründet werden. Der Reichste hat die Autorität und ist in der Lage, dem ganzen Unternehmen seinen Willen aufzudrücken. Die Autorität gründet sich auf seine Nachtmittel.

Man tritt eine Reise an. Die Führung übernimmt sofort Einer, der die selbe Reise schon einmal gemacht hat oder schon häufiger gereist ist. Seine Autorität ist die Erfahrung.

Ein Streit soll entschieden werden. Der Spruch wird Dem zugesprochen, der durch Namen, Stellung, Alter aus dem Kreise hervorleuchtet. Seine Autorität beruht auf seinem Namen.

Man kann die Verschiedenheit der autoritativen Macht auch an einem bestimmten Fall durch Analyse erweisen. Nehmen wir zum Beispiel die Autorität des Lehrers in der Schule. Worauf gründet sie sich? Erstens auf seine überlegene Kraft. Er kann schlagen und strafen. Zweitens auf seine Fähigkeit, Vortheile zu verschaffen. Drittens auf seine Wissenschaft und Erfahrung. Er weiß Das schon, was der Schüler erst lernen soll. Viertens auf seine Reife (Alter, Ruhe u. s. w.) Fünftens auf die Gesamtdisziplin der Schule. Jeder gehorcht, weil die Anderen gehorchen. Sechstens auf die gesammte Gesellschaftshierarchie. Die Autoritäten stützen einander. Der Lehrer ist vom Direktor, vom Staat eingesetzt und von den Eltern anerkannt. Siebentens auf seine bisherigen Leistungen und Erfolge als Lehrer, auf seinen Ruhm, der innerhalb eines Spezialgebietes immer Autorität wird. Achters, bei reiferen Schülern, auch auf die Einsicht, daß sie einem Ehrfurcht gebietenden oder doch in Ehrfurcht gebietender Stellung sich befindenden Menschen gegenüber stehen, also auf die Widerspiegelung der vorhergehenden Fälle im Bewußtsein der Schüler. Die Suggestion stellt sich als freies Bewußtsein dar. Zwang wandelt sich in freie Entschließung. Neuntens auf Umstände, die außerhalb der Schule liegen; zum Beispiel seine gesellschaftliche Stellung, durch die der Lehrer auf dem Lande der Familie des Kindes meist überlegen ist, seine wissenschaftlichen Verdienste u. s. w.

Das Kind gehorcht und glaubt also aus Furcht (1), aus Hoffnung (2), aus Schwäche (3), aus Pietät (4), aus Nachahmungssucht (5), aus Konsequenz gegen andere Autoritäten (6), aus Bewunderung (7), aus Verneinung (8) und schließlich aus den verschiedensten Nebenursachen heraus (9).

An sich ist die Autorität das Natürlichste von der Welt. Sie entspringt dem Abhängigkeitsgefühl des Menschen und hat ihre Quelle in der Familie.

Autorität also gewinnt man durch Thaten, persönliche Eigenschaften und Leistungen, durch andere Autoritäten, die Einen einsehen und empfehlen (ein Gelehrter, der von einem als Autorität anerkannten anderen Gelehrten gelobt wird, hat selbst schon wieder Autorität), durch die Mittel der Macht u. s. w.

Man hat also zu unterscheiden: die naive, die mittelbare und die indifferente oder repräsentative Autorität.

Die naive Autorität wirkt durch Instinkt und stützt sich: erstens auf die überlegene Kraft. Die Autorität des Starken. Zweitens auf den Erfolg. Glücks- und Sieger-Autorität, die aus tausend Zufällen entstanden sein kann. Sie verschiebt sich oft, aber durchaus nicht immer, im Bewußtsein des Unterlegenen ins Gebiet der Kraft-Autorität. Drittens auf die Erfahrung: die Alters-Autorität; die gebietende, ich möchte sagen: organisatorische Macht, die die Zeit ausübt. Die Ältesten und am Längsten Eingeweihten haben in primitiven Gemeinden immer die Macht der Autorität. Diese Autorität stützt sich auf das Trägheitsgesetz der Menge. Sie ist das Palladium der konservativen Mächte. Sie äußert sich auch passiv. Es giebt auch eine Autorität der überstandenen Leiden. Unter Gleichen ist Der eine Autorität der gewisse Prüfungen und Leiden schon überstanden hat. Unter Soldaten, der schon einen Krieg mitgemacht, unter Kranken, der schon eine Operation überstanden hat. Der Mensch, der vor einer Prüfung, einem gefährvollen und peinlichen, wenn auch erhofften Ereigniß steht, sieht eine Autorität in Dem, der Das schon hinter sich hat: der Examinand in dem Examinirten, selbst wenn Dieser durchgefallen ist. Unter Mädchen ist stets die Frau und unter Frauen die Mutter eine Autorität. Die Ohnmacht, die Unwissenheit, die Unerprobttheit, die Zweifel, ob und wie weit man die Fähigkeiten hat, in den neuen Lebenskreis einzutreten, verschafft Dem die Autorität, der schon drüben war, auch wenn er sich da nicht halten können. Bekommene Existenzen, durchgefallene Kandidaten üben, wie Jeder weiß, der das akademische Leben kennt, oft einen wunderbaren Zauber auf den jungen Nachwuchs aus. Sie finden zuweilen sogar ihren Lebensberuf darin, Fächer einzuperzieren, Examinanden einzupaulen. Sie sind die natürlichen Führer, da die Glücklicheren ja dem Gesichtskreis der Studenten sehr bald verschwunden sind.

Die mittelbare Autorität wirkt durch die Vernunft und erfolgt durch Uebertragung. Sie stützt sich erstens auf andere Autoritäten. Die fortzuziehende Kraft der ersten Autorität. Sie überträgt sich, breitet sich aus, geht manchmal in Anderen unter, setzt sich wieder auf anderen Gebieten fort u. s. w. Zweitens auf eine Hierarchie von Mächten, wie die Kirche, der Staat, Schule, Militär u. s. w. Ein ganzes Räderwerk von Autoritäten. Der



Rekrut gehorcht dem Unteroffizier, Dieser dem Feldwebel, folglich gehorcht der Rekrut erst recht dem Feldwebel, dessen Autorität wieder auf den Unteroffizier zurückfällt. Diese hierarchische Autorität wächst nach dem Gesetze physikalischer Kräfte. Ich glaube, die Formeln der Schwerkraft sind auf sie anwendbar. Weil der Soldat dem Obersten graduell so viel mehr gehorchen muß als dem Unteroffizier, muß er auch wieder Diesem so viel mehr gehorchen, da es der Oberst befehlt. Die Macht der Unterbeamten kommt von oben, aber die der Vorgesetzten wieder von unten, weil man einem Menschen erst recht gehorchen muß, wenn man ihm von Dem gehorcht sieht, dem man selbst bereits gehorcht. Eines Menschen Kraft aber wächst um die Kraft aller Derer, die ihm gehorchen. Ein Hauptmann ist deshalb stärker als die ganze Compagnie. Er ist jedem Einzelnen überlegen um die gesammte Kraft der Compagnie minus der des Renitenten. Drittens auf die Mittel und Zeichen der Macht. König ist, wer die Königsmacht hat oder die Königszeichen trägt. Das Heer und die Kroninsignien bilden daher den Gegenstand des Streites im Verlauf der ganzen Weltgeschichte. Herrschaft, Reichthum, Stellung, Orden, Kleider und Alter, womit das Volk zu allen Zeiten oder jeweilig die Vorstellung der Macht verbindet, giebt Autorität, selbst wissenschaftliche, wie der Doktorhut. Was Macht scheint, ist Macht, so lange es scheint. Es ist das Abzeichen der Uniform, dem der Soldat gehorcht, der Geflex-Hut, der residirt.

Die indifferente oder repräsentative Autorität wirkt durch das Interesse und erfolgt durch Wahl. Sie stützt sich erstens auf Interesselosigkeit im Streitfall. Der freiwillig gewählte Richter, der an einem Streitobjekt kein Interesse hat und dessen Urtheilspruch man sich unterwirft. Im Männerstreit oder Wettkampf ist es eine Frau, der man die Entscheidung oder den Siegestranz anvertraut. Bei heftigem Parteilampf gleich starker Gruppen wird Der Präsident, der über den oder jenseits der Parteien steht. Zweitens auf Repräsentationsfähigkeit. Der Reichste, der Schönste, der Angesehenste, der beste Redner, der gewandteste Geschäftsmann wird oft an die Spitze eines Staates, einer Partei, einer Gruppe, einer Unternehmung gestellt, nicht, weil er aus der Konkurrenz des Reichthums, der Schönheit, der Beredsamkeit als Sieger hervorgegangen ist, was eine Autorität der Kraft wäre, sondern, weil er durch diese Eigenschaften gut oder vortheilhaft die Gruppe oder die Unternehmung repräsentirt, weil er, scheinbar oder wirklich, am Besten geeignet ist, das Vertrauen der Sache zu gewinnen oder zu erhalten. An der Spitze neuer Gründungen findet man oft adelige Namen. Die auf dem bestimmten Gebiete Leistungsfähigsten stehen meist an zweiter oder dritter Stelle. Der Reichste wird Direktor eines Theaters, während der eigentliche Theaterfachmann sich mit der Stelle des Regisseurs oder Dramaturgen begnügen muß. Er

ist der heimliche Kaiser. Oder auch umgekehrt: die Geldmächte sind die heimlichen Fürsten und die offizielle Autorität ein Schauspieler oder Schriftsteller, der gewählt wurde, weil er seines Namens oder seiner Persönlichkeit wegen repräsentativ wirkt. Drittens auf negative oder gar passive Fähigkeiten. Der Friedfertigste, der Anspruchsloseste, der am Wenigsten Ehrfürchtige oder Der, dem die Anderen am Leichtesten ihre Absichten einblasen zu können glauben, kurz, der Unschädlichste oder das passivste Werkzeug wird oft an die Spitze einer Unternehmung gesetzt. Je mehr Macht und Autorität aus ihrem natürlichen Boden ausgegraben werden, um so mehr gedeiht diese Art von repräsentativer Macht und Autorität. Unser Partei- und Vereinsleben zeitigt diese Spezies hohler Richter, die sich überall in Staat und Gesellschaft breitmachen, die nur von der Gnade ihrer Vorkämpfer leben und eine völlige Charakterverfälschung bedeuten. Louis Philippe war ein solcher König von der Unfähigkeit Gnaden.

Die dritte Art, die indifferente oder repräsentative Autorität, hebt die Autorität in eine neue Sphäre, scheinbar die der Idee. Nicht mehr ein Mensch, sondern ein Institut, eine Partei, das Volk oder ein Begriff herrscht. Das Gesetz ist die Autorität, der Mensch nur ihr Vertreter. Der Richter straft nicht, weil er die Macht hat, zu schaden, sondern, weil das Gesetz Autorität verlangt. Nicht er spricht, sondern das Gesetz spricht aus ihm. Aber thatsächlich spricht er und hat er die Macht, zu schaden. Deshalb ist er eine Autorität. Die repräsentative Autorität ist nur eine unverantwortliche. Das ist das Wurmstichige an ihr. Deshalb in unserem politischen und geschäftlichen Leben die vielen giftigen Personalkämpfe. Auch der lächerlichste Windbeutel kann sich lange auf seine Gruppe stützen, denn die ganze Gruppe fürchtet, mit ihm zu fallen. Man giebt nie zu, darf nie zugeben, daß man sich in seiner Repräsentativ-Autorität getäuscht hat. Und man verteidigt einen Narren oft mit einer Heftigkeit, als sei zu befürchten, seine Preisgabe müsse das ganze Staats- und Gesellschaftsgebäude stürzen.

Die Autorität wächst nach drei Gesetzen. Erstens im Verhältniß zum Abstände von Macht und Ohnmacht, Erfolg und Niederlage, Wissen und Unwissenheit, Kunst und Dilettantismus. Je gewaltiger dieser Abstand ist, um so williger unterwirft sich der Mensch. Ein Kaiser ist eine größere Autorität als ein Beamter; der Feldherr, der nach vielen Niederlagen einen Sieg erringt, angesehenere als der Sieger in glücklichen Zeiten; und der Gelehrte hat seinen Ruhm nach der Höhe seiner Gelehrsamkeit und der Tiefe der Unwissenheit der Anderen.

Zweitens nach den Gesetzen des Zusammenwirkens von Autoritäten. Dieses Gesetz der Suggestion ist zur Verdeutlichung schon vorher illustriert worden.

Drittens nach den mythischen Kräften des Geheimnisses. Das Wunder

ist die Machtformel der Autorität. Das haben alle echten Autoritäten gewußt und deshalb haben sie sich mit Geheimnissen umgeben und das Wunder vor sich herleuchten lassen. Die Macht der Priester und Religionsfürster ist vom Wunder geboren. Die Dialektik solcher Macht ist diese: „Scht! Ihr dient Dem, der doch nur graduell Größeres leistet oder bedeutet als Ihr; ich aber — oder er — leiste und bedeute unvergleichlich Höheres. Den Abstand von Eurem Herrn könnt Ihr ermessen, hier aber steht Ihr vor Unerklärlichem. Was über Aller Kraft ist, Das ward hier Ereigniß. Deshalb kniet nieder und betet an.“ Damit war die Kritik eingeschläfert und Autorität auf Jahrhunderte begründet. Sie ist so machtvoll, so ohne alle Konkurrenz, daß bald alle anderen Autoritäten von ihr die Zeichen entliehen: der König, der Feldherr, der Arzt, der Gelehrte. Man wächst damit ins Ueberirdische. Der König ist von Gottes Gnaden, der Feldherr hat Amulette, Zauberstab oder magischen Ring, der Arzt ist ein Wundermann und der Gelehrte steht mit Geistern im Bunde: Mohammed, Louis XIV., Wallenstein, Paracelsus, Faust. Selbst Liebeserfolge werden auf Zaubertränke zurückgeführt und der Dichter folgt höheren Eingebungen. Hier steigt Autorität nach der Tiefe des Glaubens und der Stärke der Glaubensfähigkeit.

Distanz, Suggestion und Glaube: so heißen die drei Naturkräfte der Autorität. Der Glaube aber ist eine psychische Kraft, die wohl umgeleitet, aber niemals ausgeschaltet werden kann. Ob ich an Gott glaube oder an das Gesez, an ein Mysterium oder an die Logik, die auch ein Mysterium ist: im Grunde ist's das Selbe. Ob ich an den Priester glaube oder an den Schulmeister: es ist die selbe Uebermächtigung meines Geistes. Denn Autorität ist Alles, was die freie Geisteskraft des Menschen fasziniert. Ob der Kopf dem Magen oder der Magen dem Kopf gebietet: Einer ist immer Herr, Einer Knecht.

Schwäche, Faulheit und Kollektivbewußtsein heißen die drei Aeder, auf denen der Baum der Autorität gedeiht. Denn gegen die Natur und den Willen der Beherrschten kann Keiner Herrscher sein. Die Herrschaft bezieht sich daher immer nur auf den indifferenten Theil des Willens. Herrscher sind Jene, die nirgends oder nur in den geringsten Theilen des Lebens indifferent bleiben und die in Dem, worin ihr Wille affigirt ist, der der Anderen aber nicht oder nur wenig, diese Anderen übertölpeln und ihnen so ihren eigenen Willen vorschreiben. Beherrschte sind Die, deren Willen sich auf die wenigsten Dinge erstreckt, die in den meisten Dingen indifferent oder passiv bleiben und einen anderen Willen sogar ersehnen. Deshalb erlangen in allen öffentlichen Angelegenheiten Die am Leichtesten Herrschaft, Macht, Ansehen, Autorität, die sich am Lebhaftesten um sie bekümmern; die größte Autorität aber hat, wer in die meisten Dinge sich hineinmischet; deshalb ge-

winnen Redner so leicht politischen Einfluß. Die Wüste ist daher die letzte Zuflucht Dessen, der von der Herrschaft frei sein will, frei, zu herrschen, und frei, beherrscht zu sein: das Ziel des Buddhisten, der sich vom Willen reinigen will. Das christliche Kloster ist schon wieder eine Halbheit. Denn wo Zwei zusammen sind, da ist eine Autorität unter ihnen. Und eine Bruderschaft, die Gemeinschaft Gleicher, heißt: daß sie entweder Alle einen gemeinschaftlichen Herrscher über sich haben, der auch eine Idee sein kann, oder daß der Eine bald dem Einen, der Andere bald dem Anderen Autorität ist, der Eine als Lehrer, der Andere als Heilkünstler u. s. w. Der Vereinsredner und die schwachhastige Tante sind oft die fürchterlichsten Autoritäten. Das gilt auch von Theorien, Systemen, Prinzipien. Ein wissenschaftliches System hat erst dann gesiegt, wenn es alle anderen Wissenschaften und möglichst auch die Künste und das praktische Leben beherrscht, weshalb kein Philosoph zufrieden ist, ehe er eine Encyclopädie, eine Aesthetik und eine Ethik geschrieben hat. Aber dann ist auch der Moment gekommen, wo die Welt die Tyrannei der Autorität empfindet, sich gegen sie wehrt und sie abschüttelt. Tyrannenmord und Umsturz sind stets die Reaktionen gegen eine lästig gewordene Autorität. Denn je weiter man sich von ihr entfernt, um so schwächer wird der erste Wille, um so stärker der Zwang empfunden. Praktiker empfinden die Philosophen stets als Tyrannen, ungefähr eben so wie die Ehemänner ihre Schwiegermütter.

Die Autorität sinkt, wird als lästige Tyrannei empfunden und bekämpft: erstens, wenn sie übergreift in ein ihrer Machtosphäre fremdes Gebiet. Der Soldat folgt dem Vorgesetzten unbedingt, aber er wird aufrührerisch, wenn ihm der Vorgesetzte in Liebe- oder Bildungssachen Vorschriften machen will. Zweitens wenn sie sich durch zwecklose Pedanterie lästig macht. Die bekannte Schulerfahrung. Ein Tyrann darf grausam, aber nie pedantisch sein; erst dann merkt das Volk, daß es einen Tyrannen hat. Friedrich Wilhelm I. war unbeliebter als sein großer Sohn, obwohl Friedrich nicht minder selbstherrlich und viel aristokratischer war. Aber Jener war ein Pedant. Für das Volk empfinden aber ist Tyrannei gar nichts Anderes als Pedanterie in der Anwendung der Autorität. Die geistlose Pedanterie, der Bureaokratismus ist es, der die preussische Regierung zu allen Zeiten so unbeliebt gemacht hat. Drittens, wenn sie sich ohnmächtig erweist, ihre Absicht durchzuführen. Entweder sie ist ohne Erfolg (die Königsmacht ist erschüttert nach einem unglücklichen Kriege) oder sie vergeift sich in den Mitteln, ist ohne Verständniß für den Beherrschten. Man muß wissen, ob man seine Macht durch Religion oder durch Spiele, durch Reden oder durch billige Wohlthaten, durch Kriege oder Klame befestigen kann. Ein König, der hängt, wo er köpfen sollte, kann sich um alle Autorität bringen. Viertens, wenn sie zeitlich hinausgreift über den Augenblick, bis zu dem sie nur wirken

kann. Der gewöhnliche Fall der Schul- und Familien-Tyrannei; man möchte, namentlich in unserer Zeit, die Mündigkeit der Kinder möglichst hinausschieben. Daher der Familien- und Schulhaß unserer Jugend. Man muß wissen, wie lange man ohne Einbuße seiner Autorität ein Kind prügeln, wie lange anschnauzen kann, wie lange man ihm die Cigarre und den Hausschlüssel verwehren darf, wann es Zeit ist, ein Jungfräulein in die Gesellschaft einzuführen, wann man es vom Dienstmädchen mit Sie, wann mit Gnädiges Fräulein anreden lassen muß, wann man ihm Briefe ungeöffnet zu übergeben und wann man aufzuhören hat, die Lecture zu kontrolliren. Dieser vierte Fall ist für Völker und Kinder der gefährlichste. Denn er endet fast immer mit einer Revolution oder einem Unglück. Das war der Fall Karls des Ersten von England. Künftens umgekehrt: auch wenn Völker oder Kinder gewaltsam aufgereizt werden. Wurde vorher die Reife nicht rechtzeitig erkannt, soll hier die Unreife nicht zugegeben werden. Die Revolution nicht in Folge innerer Naturnothwendigkeit, sondern das Werk der Verführung. Nichtachtung der Autorität zeigt nach Feuchtersleben einen sittlichen, Ueberschätzung der Autorität einen intellektuellen Defekt, Mangel an Reife. Sechstens, wenn eine Autorität durch eine neue abgelöst wird. Ein König wird durch den anderen, ein Geschlecht durch das andere, ein System durch das folgende entthront. Der Sieg der neuen bedeutet den Untergang der alten Autorität. Bei ruhiger und gesunder Entwicklung ist es die neue, Zukunft verheißende Kraft, die die entwurzelten Bäume umstürzt. Gewöhnlich aber ist es ein Nebeneinander von Autoritäten, die einander belämpfen und den Wind abfangen. Der Bauer, der lange festhält an seinen Autoritäten, ist daher konservativ, die höher entwickelten Stände, die mehr und mehrerlei und wechselnde Autoritäten haben, danken sich frei. Thatsächlich erhält ihr Autoritätgefühl leicht Brüche und Spaltungen. Siebentens, wenn sie sich kompromittirt hat durch Handlungen, die, ohne ihre Macht zu tangiren, den Schein der Autorität, Das heißt: die Vorstellungen, die ein Volk mit seiner Autorität verbindet, zerstören. Ein König soll nicht nur mächtig sein, er soll auch moralisch sein; mindestens soll es seine erlauchte Gemahlin sein. Ein Arzt findet keinen Glauben mehr, wenn ihm nachgewiesen wird, daß er sich den Doctortitel erschwandelt hat, obwohl Das nichts für oder gegen seine Tüchtigkeit als Arzt beweist. Neuerdings werden alle Autoritäten an der Moral gemessen, weil eben die Moral die Autorität unserer Zeit ist. Denn die Autorität ist demokratisirt.

Die Autorität ist unpersönlich geworden. Theorien, Moden, Dogmen, Moralen, Ismen herrschen: der Staat, die Wahrheit, die Vernunft, die Wissenschaft, besonders die Wissenschaft, das Geschäft sind die modernen Autoritäten. Die Menschen sind nur ihre Repräsentanten. Selbst der Prinz

von Bales begnügt sich damit, König der Mode zu sein. Sonst müßte er König der Moral sein, wozu er weder Talent noch Neigung hat.

Ferner ist die Kraft der einzelnen Autoritäten in dem selben Grade geschwächt, wie sich ihre Quantität vermehrt. Jeder Beruf, jede Wissenschaft, jede Kunst, jede Sekte, jeder Gesellschaftskreis hat seine Autorität, gewöhnlich sogar mehrere zugleich, die mit einander im Streit liegen oder auch friedlich neben einander bestehen. Es giebt mehr Fachmenschen in unserer Zeit. Und Fachmenschen sind immer Autoritäten gegenüber den Nichtfachmenschen. Jede Autorität bezieht sich heute auf einen kleineren Lebenskreis, eine geringere Menschenzahl, ist auch meist nur von kurzer Dauer. Der einzelne Mensch aber hat mehrere Autoritäten über sich, so daß die Quantität die Qualität reichlich ersetzt. Das ist überhaupt der Gang ihrer Entwicklung: bei primitiven Völkern ist der König noch Staatsoberhaupt, Feldherr, Priester und Richter zugleich. Die Entwicklung hat nur zwei Wege: Quantität in Quantität oder Qualität in Quantität umzusetzen.

Die Umbildung der persönlichen in eine repräsentative Autorität wird namentlich von den drei Mächten der Demokratisirung der modernen Zeit befördert. Da ist erstens das Geschäftsleben; es verbreitet Höflichkeit und Dünkel. Dem Kaufmann ist es sehr gleichgültig, ob eine Prinzessin oder eine Köchin bei ihm einkauft. Da er die Prinzessin nicht wie eine Köchin behandeln kann, behandelt er die Köchin wie eine Prinzessin. Im Laden ist schon das Kind, sofern es Käufer ist, Herr oder Dame, das Dienstmädchen Gnädiges Fräulein. Das emanzipirt die Kinder und die Dienstmädchen schnell von der Autorität der Eltern, Lehrer und der Herrschaft. Zweitens das Theater, die unserer Zeit spezifische Kunstform, die auf den augenblicklichen Erfolg und die unmittelbare Aufnahmefähigkeit des Publikums rechnet; das Theater macht jeden Laien zum Richter und emanzipirt die Kunst von der Autorität der Aesthetik, Geschichte, Kritik. Wir haben in ganz Europa keinen ästhetischen Kanon und keine kritische Autorität mehr. Der Erfolg diktiert die Kritik, die Kritik aber wird geglaubt, nicht, sofern sie Kritik ist, sondern, sofern sie Erfolgsnachrichtendienst ist. Drittens die Presse, die das Kollektibewußtsein des Volkes nährt und kollektivistische Einrichtungen unterstützt. Kamaraderie, Genossenschaft, Vereinswesen, wo Alle gleich sind. Hier gehen immer Zwölf auf ein Duzend und jedes Zwölftel fühlt sich eine Nummer. Man ist sehr aufgeklärt und verachtet die Autoritäten.

Aber diese drei Mächte schaffen wieder neue Autoritäten: die Mode, den Erfolg, die öffentliche Meinung. Nachher entsteht dann freilich wieder ein persönlicher Autoritätenkult, den der Erfolg gezeugt und die Reklame ausgebrütet hat. Doch es ist ein Homunkulus, kein lebenskräftiges, vor allen Dingen kein reinliches Geschöpf, ein Mittel zum Zweck für andere, feigere, niedrigere Faktoren, kein Ding, das seinen Werth und seinen Zweck in sich selbst hat.

Wir haben ein Gedräng von Autoritäten, sachlichen und persönlichen, die die Luft verpesten und den Weg verlegen: Parastengewächse, keine weit-ausgreifenden Bäume. Die letzte politische Autorität großen Stils war Napoleon, die letzte wissenschaftliche Hegel. Nachher hat Niemand mehr unbedingte Anerkennung gefunden. Daß aber unser Jahrhundert der Entstehung selbst religiöser Autoritäten nicht ungünstig ist, zeigt die Begründung von Sekten wie die Mormonen und die Heilsarmee. Die religiösen Instinkte und die autoritären Bedürfnisse sind stärker als die Macht der Aufklärung. Und es ist immer noch vornehmer, eines, selbst eines unwürdigen Menschen Sklave zu sein als vieler oder gar Aller Sklave, Gesellschaftsklave. Mit der geistigen Freiheit war es vielleicht nie so schlecht bestellt wie heute; nur hat man nie so dumme Ausreden für geistige Bevormundung nötig gehabt. Mit der politischen Unabhängigkeit stand es nie schlimmer als in unserer Zeit, in der Treitsch den Geist repräsentiren und Käpel die Freiheit verschandern.

Der Werth der einzelnen Autoritäten und ihrer zeitlichen Wirksamkeit darf nicht die Untersuchung über ihr Wesen und ihre allgemeine Bedeutung beeinflussen. Ob Goethe oder Blumenthal, ob Aristoteles oder Vietzsch, ob Marc Aurel oder Caligula Autorität ist: Das ist für diese Untersuchung das Zufällige, der Glücks- oder Unglücksfall von Völkern und Geistern. Ob eine Autorität heute von Segen, morgen von Nachtheil ist, heute führend, voranschreitend, morgen hemmend wirkt — schließlich die Entwicklung jeder Autorität, die immer einmal Morgenröthe, einmal Finsterniß ist —: auch Das bestimmt nur die Geschichte der einzelnen Autoritäten, aber nicht das Wesen der Autorität. Nur wird diese Geschichte niemals rein geschrieben, da jede Autorität, namentlich die jüngst verfloßene, eine tendenziöse Betrachtung naturgemäß hervorruft. Einem Theil der Menschheit, des Volkes, der Gruppe war sie immer schädlich. Autorität ist Geistesraub. Jede lebt von ihrer Beute und erhält sich, so lange der eingefangene Wildstand reicht.

Es giebt heute, wie stets, nur partielle Freigeister. Das einzige Spezifikum aber gegen die Autorität, das den Geist widerstandsfähig und geschmeidig macht, neuen Beutezügen zu entgehen, die Skepsis, deren intellektuelles Vermögen Ledig so hoch schätzt, war kaum je so gering geachtet wie heute. Und so sehen wir denn, wie die „freisten“ Geister jeden Augenblick wieder in den finsternen Aberglauben zurückpurzeln. Die Autorität in ihrer lebensbildnerischen Kraft ist entwurzelt, die Freiheit aber verpönt. Das ist der Zustand unserer Zwitterepoche. Darf man sich wundern, daß eine Leben fühlende Jugend nach neuen Göttern ausschaut und sogar mit alten vorlieb nimmt? Was Ackerboden ist, harret des Pflugs, der über ihn hinsahre.

1866.

Sie lebten damals in Fulnek.

Das war eine kleine mährische Stadt. Hochgelegen über der Ebene und rauh und durchstürmt.

Ein sehr stiller Marktplatz. Daran schlossen sich gekrümmte, kurzathmige Gassen, erfüllt vom Klappern der Webstühle und vom Pusten der Dampfmaschinen. Denn eine thätige Tuchmacherverinnung bestand und florirte damals in dem Orte.

Ihre Söhne fühlten sich als Herren der Gemeinde. Manche darunter waren volksthümlich. Dem rühmte man eine ungemeine Körperkraft und damit verbunden eine erstaunliche Leistungsfähigkeit vor den Schüsseln nach. Einem Anderen ließ man Muth und Geistesgegenwart gelten. Man war stolz auf sie und sah es gern, daß sie sich patrijisch hielten.

Eine hohe Stiege führte vom Marktplatz zur Kirche, neben der sich das Schulhaus erhob. Das war für Kinderbeine im Winter eine mühsame und nicht unbedenkliche Wanderung. Dennoch that man sie gern. Denn der Schulmeister, Herr Rektor genannt, war ein verwachsenes und sehr gestrenges Männchen, das aber im Rufe ganz ausnehmender Weisheit stand.

Um den Kirchenplatz und den Friedhof ging eine starke Mauer. Hier hatten in den hussitischen Gräueln und vor den grimmbigen Schweden die Bürger ihre letzte Zuflucht gesucht. Eine weite Ferne that sich auf. Dem Norden zu erhob sich das Land zu jenen Kluppen, zwischen denen die Ober durchdringt und ihren Weg sucht. Sonst aber schmiegte sich mit mähigen und gerundeten Wellen das mährische Hügeland, besiedelt mit den weißen, einsamen Höfen der kuzländer Bauern, die auch da Abstand halten, wo sie sich in einem Weiler unwillig genug zusammenschließen, um die kleine Stadt. Ein dürftiges Fließchen blizte durch.

Die Stadt aber streckte voll Erinnerungen, die als Sagen durch ihre stillen Gassen spukten. Ueberall verfolgt und ausgerottet, hatten die mährischen Brüder sich hier am Längsten gehalten. Amos Comenius hatte unter ihnen als Seelsorger und Lehrer gewirkt; und wie in einem Rückglanz des großen Jugendfreundes bestand manche den Kindern holde Sitte. Da gehörte ein Wäldchen, mit Kirichen bepflanzt, der Gemeinde. Waren sie reif, so zog die ganze Jugend für einen Tag dahin und ergözte sich im Freien und mit den sehr köstlichen Früchten. In Jedem aber, der ungesellig und für sich blieb, argwöhnte man gern einen geheimen Befenner der verkehrten Lehre. Man wies einander das Haus, wo sie ihre Symbole, Buch und Kelch, vergraben hätten. Den Ort aber wisse Niemand mehr. Besonders vom Kelch träumte der Knabe gern. Er dachte sich ihn begabt und erfüllt mit geheimen, ganz unbegreiflichen Wanderkräften.

Sie wohnten am Ringplatz, wo eigentlich das ganze Leben der Stadt sich abspielte, sehr gelegen der mittelhässigen Mutter. Das Haus gehörte einem Hutmacher und es hingen also allerhand Bälge herum und es war immer voll vom scharfen Geruch geflegter Haare. Ein ganz unbegreifliches Treppelwerk war da. Immer auf Stufen stieg man von einer Stube in die andere. Förmliche Säle gab es da und unendlich viele dämmerige Zimmer. Denn so oft



der Knabe nach einer seiner vielen und schweren Krankheiten zum Bewußtsein erwachte, so geschah es immer wieder in einem neuen Raum. Dann kam sein Vater, doppelt groß in der dämmerigen Hölle, an sein Bett und der mächtige, kahle Schädel mit dem hangenden Schnurrbart neigte sich zu einem Kuß auf den Kopf des Kindes, das nur so und bei diesen Anlässen erkennen konnte, sein Vater liebe es dennoch.

Denn sonst war der Mann unfähig, Liebe zu erweisen. Ein rauher Despot war es, dem kein Wille neben dem eigenen galt. Von einem unbändigen Jähzorn, der, entfesselt, keine Schranken mehr kannte. Alles fürchtete ihn. Wenig war er zu Hause, meist über Land, fast nur ein gescheiter Gast im eigenen Heim und von den eigenen Kindern. Stolz auf seinen Ruf einer unbirgsamen Rechtschaffenheit, auf ein Gedächtniß, das ohne alle Aufzeichnung jede Einzelheit mannichsacher und verwickelter Geschäfte verwahrte, auf seinen Muth, auf seine Körperkraft. Denn einmal war er angefallen worden. Sechs Bewaffnete konnten den einen Waffenlosen nicht übermeistern. Sie richteten ihn übel zu, aber sie flohen, ohne den Raub verüben zu können. Und nicht über seine That, nur darüber erstaunte man, daß sich wer an diesen Gewaltigen gewagt hatte. Er verachtete das Geld als Eines, der in sich die Fähigkeit weiß, davon genügend und immer wieder zu erwerben. Er dachte nicht der Zukunft, der sich kaum noch im Beginne seines Lebens fühlte. Seine bloße Gegenwart aber schüchterte ein und bedrückte und mit seinen harten und ungleichen Tritten — er litt an der Krankheit der Starken, der Wicht, und suchte sie mit wahren Sintfluthen warmen Wassers zu meistern — zog ein unwirlicher Geist durchs Haus. Ziel der erste Schnee, so wurden die Buben in der grauen Frühe gewedt. In den Hof mußte man, barfuß und im Hemdschen, sich mit der Nässe abreiben. Das machte stark und hart, schwor er.

So war denn der Knabe viel in sich. Frühreif und sich mit einer hastigen Begierde zum Vorne drängend. Er las viel und wahllos und bedurfte eigentlich niemals der Gesellschaft, die er eher störend und feindsällig empfand. Sie drängte sich zwischen ihn und die Dinge, die ihm wichtiger erschienen. Denn er war sehr vertraumt; ohne Auge für Das um ihn und dennoch ganz erfüllt davon. Ohne Spielen, fremd den beiden älteren Geschwistern, ohne jede Beziehung zu den beiden jüngeren. Recht in der Mitte, recht vereinsamt. Unförmlich reizbar, von einem Horn aber, der sich nicht gegen Andere, immer nur, vielleicht aus dem Bewußtsein der körperlichen Schwäche, gegen ihn selber lehnte und dann auf Tage hinaus krank machte. Brüder und Schwestern erkannten Das wohl und nützten es. Denn seine Wathausbrüche ergötzten sie und Niemand wehrte ihnen. Wegen Abend, in der Küche allein mit ihm, trieben sie allerhand Schabernack und Unfug mit ihm, bis ihm wurde, als loberte der rothe Ziegelboden in einer gräßlichen Flamme auf, als erhöbe sich rings um ihn eine Lohe, daß er keinen Wunsch mehr hatte als den: ein Messer, es sich oder den Anderen ins Herz zu stoßen. Das ging, bis er in einer völligen Erschöpfung hinschlug. Dann erschrafen sie, um über ein Kleines mit der Unbarmherzigkeit von Kindern wieder das gleiche Spiel mit ihm bis zum gleichen Ende zu spielen.

So kam das Jahr 1866.

Gegen Ende des Frühjahrs begannen die Truppenbewegungen. In die kleine Stadt, die der schlesischen Grenze sehr nah liegt, brachten sie ein neues.

viel, aber sehr bestauntes Leben. Denn noch galt in Oesterreich der Soldat für einen verlorenen Menschen, mit dem es unter allen Umständen nicht recht geheuer sei.

Da kamen die Liechtenstein-Husaren. Schneidige Burzeln auf schwarzen Pferden. Und man erzählte sich, wie sorgsam sie ihrer Rosse warten müßten. Nicht anders dürften sie die edlen Thiere putzen als in weißen Schürzen. Weiße Schürzen! Man wußte wohl nicht, wozu sie gut sein sollten. Aber sie mußten doch wohl eine Bedeutung haben. Und so entstand ein neuer, mystischer Begriff in der Seele des Knaben.

Man geleitete die Ziehenden bis weit hinaus, bis an die Grenze der Stadt. Und danach war wieder die alte Stille in Fulnek.

Dann flogen die Gerüchte auf, unheimlich, die man den Kindern verhehlte. Von einer furchtbaren Schlacht; einer zusammenbrechenden Brücke, zu schwach für die Last der Fliehenden; einem gewaltigen Strom, gestaut und überschwemmt von der Fluth der Ertrinkenden. Der Vater ging verstört und in höchster Erregung umher.

Es war aus mit Oesterreich und seiner Armee. Auch mit den Liechtenstein-Husaren? Und trotz den weißen Schürzen und ihrer Wunderwirkung? Ja, — auf was war dann noch Verlaß? Und trotz der gerechten Sache, die da an allen Straßenecken in der Proclamation befeuert war? Immer wieder buchstabierte der Bube sich die Worte.

Fanfaren. Wieder lief man bis zur Stadtgrenze. Die Preußen kamen. Bestaubt, die Gewehre hoch, so gar nicht schmutz, wie doch die Unseren gewesen. Meist häßliche Männer von erstem Ansehen. Und hinter ihnen lief man heim, wo es so ganz anders aussah als sonst. Denn man hatte weggeräumt, vergraben, was man sichern wollte, — hinterrücks, damit kein unbedachtes Wort der Kinder zum Verräther an den Schätzen würde.

Fremde Kommandorufe auf dem Ring. Gewehrpyramiden überall. Fremde Gesichter in jedem Hause. Anfangs ein lauernder Argwohn, eine jämmerliche Furcht vor Gewaltthat. Später Beruhigung und Vertrauen in die Gutartigkeit der Feinde, die sich so musterhaft gesittet und ernsthaft benahmen, nichts forderten, das ihnen nicht zustand. Es gab keinen Tumult: nichts von Dem, was nach alter Erfahrung zum Soldatenwesen zu gehören schien.

Um die Mariensäule auf dem Markt hielten sie ihre Uebungen. Mit erstaunlicher Behendigkeit liefen sie durcheinander. Die Widelhauben blühten in der Sonne. Hornsignale. Allen vernehmlich und verständlich. Rufe, denen sie sich ohne Willen fügten, flatterten durch die Luft, brachen ab, verschränkten sich, immer und augenblicklich befolgt. Ein erstaunliches und ein ganz lustiges Schauspiel.

Am Abend aber sah der Landwehrmann, den sie zur Einquartierung bekommen, gern mit dem Knaben vor der Thür des Hauses auf einem Bänkehen. Es war ein Mann in Jahren, mit einem blonden, stark angegrauten Vollbart, aber ruhig, mit einer gewissen Würde und einem Nachdruck des Wortes, wie es gebiente Unteroffiziere gern haben. Und sein Deutsch klang ganz anders, als man es hier zu hören gewohnt war. Ein Berliner, Herr eines großen Hauses war es; vielleicht erinnerte ihn der Knabe an eins seiner Kinder, deren er, ungewiß, ob er sie jemals noch sehen werde, einen ganzen Haufen zu Hause hatte.

Darum war er wohl still und bekümmert. Etwas Feindseligkeit gegen

sich mochte, mußte er überall wittern. Nur hier beim Rinde nicht. So sprach er denn Vieles mit ihm, das es kaum noch verstand, erklärte ihm das Gewehr. Da war der Zündspiegel, der ganz so aussah wie ein schwarzes Menschenauge. Da kam die Kugel durch. Wie konnte Das eine so furchtbare Wirkung üben? Wieder ein Mysterium, aber diesmal eins, das ausgeprobt war.

Fremde Gesichter überall. Herren in bunten Uniformen; gebietend im Ton selbst dem Vater gegenüber, der sich würdig und tapfer hielt und in aller Wirrnig der Geschäfte und vor einer überlegenen Macht selbst läster erschien als sonst und sich mit ihnen Allen zu stellen wußte. Eine Ueberfülle der Eindrücke: keine Abenteuer. So war in einem Kaufmannsladen durch das Fenster ein Schuß abgegeben worden. Von wem? Zu welchem Zweck? Das gab endloses Gerede und das runde Vöschchen in der Scheibe war ein Schaustück der Stadt.

Es gab in diesem Jahre einen unendlichen Segen des Obstes. Und auf einmal ward sein Genuß verboten. Ein neuer Feind, gleich schrecklich Siegern und Besiegten, war aufgetaucht.

Mit unerhörter Macht brach die Cholera in das Städtchen ein. Täglich gab es Begräbnisse und die Totenglocke himmelte vom Kirchengügel hernieder unablässig über Fulnek. Man athmete kaum. Man scheute sich vor jeder Speise. Ueberall, in tausend Verstecken, schien der Tod zu lauern.

Gegen Mittag war ein höherer Offizier in Geschäften da gewesen. Der Vater hatte ihn empfangen und lange mit ihm verhandelt. Am Abend drang ein furchtbares Stöhnen aus dem Zimmer der Eltern; in fluchtmähiger Eile wurde der Knabe in eine andere Gasse zu fremden Leuten gebracht.

Dort vergnügte er sich ganz einsam. Er formte Kuchen aus Lehm und schlug sie mit aller Kraft gegen das Pflaster. Das klatschte mächtig und man konnte an Flintenschüsse und Kanonenschläge dabei denken. Immer sonderbarere Gestaltungen erfannt er und vermehrte Niemanden dabei. Nur einmal ließ er Alles fallen und brach in ein gewaltiges Weinen aus.

Er hatte Etwas gesehen. Sicherlich und mit seinen Augen. Man hob seinen Vater, mühsällig, denn der Mann war schwer. Und man that ihn in Etwas, das am Meisten einem Sautrog glich; denn einen Sarg, wie er bei den Juden im Gebrauch ist, hatte er noch niemals erschaut. Und man hob Das auf einen Wagen, der dann unendlich langsam eine ganz fremde Straße fuhr, die der Knabe vorher sicher nicht betreten hatte. Kein Glockenton schwang sich durch die Luft, dem Wagen nach; Niemand geleitete ihn; nur der Bruder ging gebückten Hauptes hinterdrein.

Also erfuhr der Knabe, daß er eine Waise sei, was man ihm noch ein Weilchen verbergen gewollt.

Als er aber nach etwa einem Jahre die Straße fuhr, die er in jenem wachen Traum einst gewandert war, und man ihm die Ortshaften nannte, da nickte er nur mit dem Kopf: „Kenn' ich“. Bewundert sah man ihn an und schalt ihn Lügner. Er aber schwieg. Denn er schämte sich dieses Gesichtes und seiner Wabe.

Wien.

J. J. David.



## Zwei Dämmerungen.

Links durch mein Fenster schaut der Abendstern zu mir herein. Er flammt in hellem, großem Licht. Rechts zittert das Mondlicht durch die Tannen. Ihre Schattensäule wiegen leise im Nachthaus. Und ich sitze in meiner Stube, vor mir die Lampe mit grünem Schirm. Wie viele ernste, schwere Stunden hat sie mir beschienen! Heute zeigt sie mir alle meine liebsten Erinnerungen, die da vor mir an der Wand in allen möglichen Formen hängen. Die Erinnerungen möchten mich mit ihrer Innigkeit gefangen nehmen. Aber der Abendstern flammt. Mein Denken ringt sich los aus traulicher Enge und fühlt das Wunder der Welt.

Was bedeuten alle menschlichen Sorgen und Schicksale vor diesem Wunder? Vor dieser Unendlichkeit? Was bedeutet das Jetzt, der Augenblick, vor dem Werden, das da rings zu mir spricht? Nichts . . . und Alles. So eng meine Stube ist, so eng mein Schicksal, so weit werden sie, sehe ich das Wollen und Wirken, das sich da greifbar nah um mich zusammendrängt, sehe ich es und gebe ich mich ihm hin. Stirner liegt da aufgeschlagen und wartet, bis ich wieder zu ihm komme. Er will studirt sein. Ganze Kraft fordert er. Laine wartet, Nietzsche wartet. Sie sind meine Freunde, haben Geduld und Zeit, denn auf lange Sicht ist ihr Werk gestellt. Wenn es ein Fest zu feiern gilt bei mir, dann kommen sie. Eine ganze Menschheit, die da um mich versammelt ist: Griechen, Römer, Mohammedaner, Israeliten, Afrikaner, Spanier, Franzosen, Deutsche. Und oben drein höre ich den Sang der Bayllen und Einzeller, sehe die Wunderformen und Farben der Radiolarien, sehe, höre, von dem einfachsten Lebewesen angefangen, alle Sprachen des Werdens bis hinauf zu der höchstentwickelten wunderbar und aufs Feinste gebildeter Menschen, in denen die Vernunft der Natur Rückschau hält, sich ihrer selbst im Innersten bewußt zu werden. Das Alles in meiner Enge! Eine Welt, durchrauscht von den gewaltigen Harmonien des Werdens, durchflungen von dem ehernen Kanon der ewigen Entwicklung. Mein Ohr hörend, indem es mitklingt. Meine Gedanken lauschend, empfangend, bewegt und sofort wieder bewegend. Da lauscht man gern. Da lohnt sich, zu denken, denn aus allem Denken spricht ein Wille, ein Glaube, eine felsenfeste Zuversicht. Natur und Menschenentwicklung lehren einen Sog, aber einen gewaltigen: „Was Du da rückwärts überschaust, ist ein einziges, ein ununterbrochenes, niemals abweichendes Werden. Siehst Du, was sich erfüllt, so weißt Du, daß der Mensch von heute sich auch in seinen kühnsten Phantasien kein Bild von Dem machen kann, was sich einmal erfüllen wird. Unsere Gedanken sind Stümper gegen Das, was einmal Wirklichkeit sein wird. Sieh doch nur, wie diese Gedanken staunen und sich verwundern, entdecken sie wirklich wieder ein Stückchen von Dem, was da schon längst in Urzeiten vollbracht wurde. Das Geschehene nachzudenken, wird ihnen schon unendlich schwer; und sie wollen das noch nicht Geschehene vordenken? Träume doch, dichte, phantasire, was Du willst: die Wirklichkeit wird Deine Träume einst genau so weit hinter sich lassen, wie etwa unsere Eisenbahnen und Telegraphen, unser ganzes gewaltiges Verkehrsweisen die Träume eines Roger Bacon von Dampfwagen und Elektrizitätsuhwerken hinter sich ließen. Und doch träumte er nur sechshundert Jahre voraus . . .

Der Abendstern flammt. So recht eine Stunde zum Denken, zum zuversichtlichen Denken. So recht ein Augenblick, ein Stückchen Menschenentwicklung mit lebendigem Auge zu betrachten.

In dem Buche von P. de Ségur, das uns anschaulich und lebendig die Jugendzeit des Marschalls von Luxemburg schildert, finde ich einen Brief Richelieus an den Marschall von Montmorency, der folgenden Wortlaut hat: „Das Unglück, das Herrn von Bouleville zugestoßen ist, veranlaßt mich, die Feder zu ergreifen, um Ihnen zu bezeugen, daß Niemand mehr als ich den Kummer mitfühlt, den der Verlust einer Persönlichkeit, die Ihnen so nah stand, in Ihnen erzeugte. Dem Könige ist es viel näher gegangen, als ich Ihnen sagen kann, zu diesem äußersten Mittel seines Rechtes seine Zuflucht nehmen zu müssen; allein die so häufigen Rücksälle, zu denen er sich so gern hinreißen ließ, in einer Sache, die direkt das Ansehen des Königs bekämpfte, sind die Ursache, daß er glaubte, vor seinem Gewissen, vor Gott und den Menschen verpflichtet zu sein, bei dieser Gelegenheit der Justiz freien Lauf zu lassen, um ein- für allemal die Wurzel dieses in seinem Reiche so feststehenden Uebels abzuschneiden. In allem Anderen, wo es sich nicht um das Interesse seines Staates handelt, werden Sie ohne Zweifel Beweise seines guten Willens erhalten. Was mich betrifft, so beschwöre ich Sie, zu glauben, daß alle Beweise, die Sie von meiner Affektion sich nur wünschen, Ihnen deutlicher reden werden als meine Worte, daß ich, wie nur immer Einer es sein kann, bin u. s. w.“

Was war dem Herrn von Bouleville, dem Vater des späteren Marschalls von Luxemburg zugestoßen? Er war gefoltert worden, wie ein gemeiner Verbrecher. Warum denn?

Weil er sich abermals zu einem Duell hatte hinreißen lassen.

Schon Heinrich IV. hatte gegen das Duellwesen ein sehr strenges Edikt erlassen, dessen Einleitung folgenden merkwürdigen Satz enthielt: „Wir verbieten ausdrücklich allen Personen, selbst der Königin, unserer theuren und geliebten Gefährtin, wie allen Prinzen von Geblüt, eine Bitte, ein Gesuch oder Supplik zu unternehmen, welche Ebendiesem widerspräche, und wir protestiren und schwören bei dem lebendigen Gott, keine Gnade zu bewilligen, die dieser gegenwärtigen Ordnung Abbruch thun würde.“ Das Edikt, das dann Ludwig XIII. am fünften Februar 1626 erließ, erneuerte dieses Verbot. Trotzdem hat Alles, was Namen hatte im damaligen Frankreich, den König um Gnade für den jungen Bouleville, einem nächsten Verwandten der Herzoge von Montmorency; aber der König blieb fest. Nichts konnte ihn erweichen. So fiel das Haupt Boulevilles unter dem Beile des Henkers.

Aber die Strenge hat nichts genützt. Einige Jahre hindurch wurden die Duelle seltener und weniger öffentlich; doch Richelieu war noch nicht tot, als die alte Gewohnheit mit größerer Wuth und wilderer Erbitterung als jemals losbrach. Keine dreißig Jahre nach dem Tode Boulevilles belehrt uns der Marschall von Gramont, daß die Duelle der letzten zehn Jahre 954 Edelleuten das Leben gekostet haben. „Die jüngsten und unerschrockensten Vertheidiger des Staates“ gingen so zu Grunde. Wie aber hätten auch die Duelle seltener werden sollen, da doch der kriegerische Geist, der Geist, der an die Waffe appellirt und die Ehrenrettung durch die Waffe, nicht nur seine Herrschaft behauptete, sondern von Staats wegen gepflegt und gezüchtet wurde?

Und doch — höchst merkwürdig —: gerade die Regierungszeit Ludwigs des Vierzehnten, des Monarchen, der an den kriegerischen Ueberlieferungen der französischen Politik so rücksichtslos festhielt, brachte einen Anfang des Wandels.

„Die Maximen der französischen Regierung“, schreibt der Baron von Vishou im Jahre 1667, „sind die folgenden: erstens: immer den Krieg im Auslande unterhalten und die junge Noblesse Frankreichs auf Kosten seiner Nachbarn üben... Und wirklich steht es fest, daß das Genie der Nation es nicht erträgt, lange in der Ruhe des Friedens zu verharren. Es bedarf der Ernährung an diesem Feuer; und sorgt man nicht im Auslande dafür, so würde sich ganz von selbst der Stoff dazu im Innern bilden“ . . .

Und dennoch der einsetzende Wandel! „Die Höslinge“, erzählt Hamilton, „nahe sich nur mit Verehrung dem einzigen Object ihrer Achtung und dem alleinigen Gebieter ihres Schicksals. Die vorher kleine Tyrannen in ihren Provinzen oder in den festen Grenzplätzen waren, sind jetzt nur noch Gouverneure. Die Gnaden fließen nach dem Gefallen des Herrn bald dem Verdienst, bald den Diensten zu. Keiner denkt mehr daran, den Hof zu belästigen oder zu bedrohen um sie zu erlangen.“ Die Friedensperiode, die dem Jahr 1660 folgte, verdunkelt allmählich das eben noch so hell strahlende Prestige der Generale und der großen Kriegsteute. „Bei Hofe verschwinden sie in der Menge der Höslinge... Sie figuriren bei den mythologischen Ballets, bei den Paradeturnieren“ . . . „Bei dem glänzenden Carroussel vom fünften Juli 1662 zieht Condé, in ein Theaterkostüm gehüllt, durch die Straßen von Paris an der Spitze einer Türkenquadrilla, einer burlesken Quadrilla, in buntschwedigen Farben, in der Luxemburg, eben so verkleidet, das Amt eines Feldmarschalls versieht. Beide ziehen in dieser Ausstattung dahin, unter den Augen der schönen Frauen, die auf den Balkonen der Tuilerien sitzen, zu kämpfen und zu paradiren. Vier Jahre früher bekämpfte dieser große Capitän mit dem selben Premierlieutenant in den Dänen von Dänkirchen wüthend und mit blanker Waffe die Schwadronen des selben Königs, von dem sie nun ein Vöckeln zu erhaschen suchen . . .“

Einstweilen freilich war Das nur äußere Täuschung. Der kriegerische Geist war nicht tot. Er war nur zurückgehalten. Bornig hören wir einen Luxemburg davon reden, daß er nun nichts zu thun habe, als auf dem Lande seinen Kohl zu bauen. Und als der Krieg dann wirklich kam, war er augenblicklich auf dem Fleck. Seine Stimme, ob wir sie hier gleich einzeln vernehmen, ist darum doch keine vereinzelt; und deshalb ist es interessant, diese Anschauungen über Krieg und Frieden kennen zu lernen, Anschauungen, in denen sich denn doch seit jener Zeit ein vollkommener Wandel vollzogen hat. Daß der Krieg der Vater aller Tugenden sei, erzählt man sich ja auch heute noch. Aber bei schärferem Zusehen ist es nicht der Krieg, sondern die Gefahr. Daß der Krieg eine günstige Kapitalanlage sei, hat man auch früher schon gewußt; daß er eine positive Nothwendigkeit sei, ist für viele Tausende schon so wenig verständlich wie etwa die Behauptung, daß die Pest eine positive Nothwendigkeit sei. Seit zweihundert Jahren hat sich eben doch ein Wandel vollzogen, der Wandel, der zur Vermenschlichung des Verkehrs unter Menschen strebt und drängt und leise, leise seine tiefwirkende Arbeit verrichtet. Das merken wir, wenn wir den Erzählungen Edgurs lauschen, da, wo er von den Ereignissen berichtet, die sich um die Zeit des achtener Friedens im französischen Heer abspielten.

Der Franke Condé hatten diesmal die Pläne Ludwigs gegolten. Mitten im Winter und mit einem unterhofften Anspruch sollte die Provinz genommen werden. Ende Januar 1668 ist Alles in größter Heimlichkeit vorbereitet. Kein Mensch ahnt, was da kommen soll. Am zweiten Februar trifft Luxemburg bei Condé ein, übernimmt die Führung des ihm zugewiesenen Corps und geht am anderen Tage über die Grenze. Er marschirt auf Salins, während Condé auf Besançon losrückt. Niemand versucht ernstem Widerstand. Entsetzt, in voller Sicherheit getroffen, lassen Spanier und die Bewohner der Freigrafschaft jeden Gedanken an Kampf fallen. Salins ergiebt sich beim ersten Anlauf. „Ein Soldat getödtet und zwei verwundet“: Das ist das Blutopfer für eine Stadt. Sofort gehts weiter gegen Dole. Die Stadt öffnet nach zwei Tagen die Thore. Am neunzehnten Januar ist die ganze Freigrafschaft in der Gewalt dieser königlichen Räuber. Nun solls noch weiter gehen: gegen die Niederlande mit drei Armeen zu gleicher Zeit, im Ganzen hunderttausend Mann, geführt von Turenne, dem Herzog von Orleans und Condé. Condé wählt seinen ersten Adjutanten: Luxemburg. Dieser sammelt die Truppen zwischen Sambre und Mosel. Im April soll er mit der Belagerung Luxemburgs, der Stadt, deren Namen er trägt, den Anfang machen. Einstweilen relognosirt er die Grenzen von Geldern und Limburg. Da trifft die Nachricht ein: der Friede naht. England und Holland vermittelten zwischen Frankreich und Spanien. Ein Waffenstillstand bis Ende Mai ist schon unterzeichnet. Und Louvois, der Kriegsminister, schreibt an Luxemburg: „Wie entrüstet Sie auch sein mögen: der König hat es für gut befunden, Ihnen die Sorge für den Lebensunterhalt der Truppen auf Kosten des Feindes anzuvertrauen. Komme nun der Friede oder nicht, so ist es gut, diese Herren von Limburg und Geldern zur Bezahlung ihrer Schulden anzuhalten, wenn es dazu ein Mittel giebt; darum ersuche ich Sie, alle Ihre industria einzusetzen, die Leute von ihren Schulden zu befreien und mit von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, daß es mit diesem Amt vorwärts geht, da Ihnen keine Entschuldigung bliebe, glückte es Ihnen mit der großen Prozis, die Sie in solchen Dingen haben, nicht.“ Von seiner Höhe als General der Armee stürzte Luxemburg plöthlich zum Steuereintreiber herab und ward gezwungen, eine elende Feodlkerung auszufaugen und auszupressen. Er ist nicht sehr erbaut davon. In einem Briefe an Condé hofft er auf „einige kleine Eskadren“, die im lepten Moment den Frieden vereiteln sollen. Und doch weih er wohl: „dieser unselbige Friede ist nur zu gut gebaut.“ Er ist vollkommen unglücklich darüber, daß es Frieden geben soll. Wenn er an die Lage denkt, in der Louvois ihn festhält, packt ihn die Lust, zu desertiren. Er hofft, „man werde in Versailles den Frieden so langweilig finden, daß man sich dort nicht weniger darüber ärgern werde, als er es jezt thue.“

Aber nicht nur die Führer sind wüthend, sondern eben so die Soldaten. Bei der ersten Nachricht waren sie nicht mehr zu halten. Aufruhr und Plünderung überall. „Wir haben Leute Spießruthen laufen lassen, morgen hängen wir einige auf; doch nichts vermag der Ueberlichkeit zu steuern, die so groß ist, wie ich nie eine sah.“ Mit wenigen Ausnahmen herrscht der selbe böse Geist unter den Offizieren. „Die Mehrzahl läßt sich gehen, so daß es keinen giebt, der seinen Dienst thut, wie er sollte.“ Und immer wieder: „Der verfluchte Friede ist an Alledem schuld.“ In den ersten Maitagen begannen in Aachen die Friedensvor-

handlungen. Frankreich soll den ganzen Theil der Niederlande bekommen, den es im Jahre 1667 eroberte. Nur die Ratifikationen werden noch erwartet. Die Langsamkeit des spanischen Hofes läßt wenigstens einige Wochen Aufschub erwarten. Und Louvois gedenkt, diese Zeit auszunützen. Luxemburg soll die Staatskasse füllen. Wie? Nun, er soll einfach nehmen, was er erwischen kann. Er soll ins Herz von Limburg eindringen, soll — trotz dem schon beschlossenen Frieden und à la barbe des médiateurs — sich aller Schlösser, aller besetzten Orte bemächtigen und mit Gewalt alles verfügbare Geld der unglücklichen Provinz wegnehmen. Luxemburg selbst schlägt dieses Programm vor und Louvois billigt es mit lebhaftem Enthusiasmus. Der Minister verspricht seinem Oberhäupter sogar bedeutende Verstärkung an Artillerie und Kavallerie. Sollten die Vermittler Vorstellungen machen, so wird Luxemburg ihnen mit ausweichenden Antworten dienen und einfach fortfahren, nach Lust und Gefallen zu plündern. Er zeigt einen lebhaftesten Eifer, den man „beinahe Koetterie“ nennen könnte, das ganze Land auszuputzen (nettoyer). Ueber das Elend, das er erzeugt, macht er sich keine Gedanken; er fühlt, so scheint es, keinerlei Mitleid noch Gewissensbisse. Das Einzige, was er beklagt, ist, in einer so armen Provinz operiren zu müssen: „man würde aus dem ganzen Limburg weniger ziehen als aus einem einzigen Marktsteden Flanderns.“ Uebrigens erweisen ihm auch die Bauern keinerlei Gefälligkeit. Bei seiner Annäherung fliehen sie, verbergen sich und ihr Vieh in „Teufelswäldern“, wo man sie nicht erreichen kann, und kümmern sich nicht darum, daß man ihre Häuser abbrennt, die so wie so nichts werth sind. Er bittet also, daß man ihn entschuldigen möge, wenn er bei solchen Umständen nicht „so viel Gutes thun könne, wie er gern möchte.“ Besser gelingt es ihm dafür mit den Abgeordneten des Staates Limburg, die kamen, um mit ihm zu verhandeln. Die Konferenz, sagt er, „habe ihn zwei Tage Schlemmerei gelöst“, und er schmeichelt sich, dabei den Beweis „eines gewissen savoir-faire“ erbracht zu haben. Auch bewilligte man ihm eine runde Summe von 200 000 Livres, zu der er „durch kleine Ehikanen“ das Angebot der Abgeordneten von 30 000 Livres hinauffteigerte. Doch trotz der Eile und Härte Luxemburgs kam die Ratifikation an, bevor er sein Werk vollendet hatte. Am siebenundzwanzigsten Mai wurde der Friede offiziell verkündet. Nicht ohne Bedauern schießt Louvois nun dem Kommandanten des Corps den Befehl, Limburg zu räumen und sich nach Thionville zu begeben. Pldyllich aber, im Augenblick, da er seinen Brief schließt, besinnt er sich und fügt folgendes Postskriptum bei: „Falls Ihnen noch ein oder zwei Tage nöthig sind, um irgend ein beträchtliches Geschäft in dem Lande abzuschließen, darf ich nicht ermangeln, Ihnen zu bemerken, daß Sie den Befehl, mit dem der Ueberbringer beauftragt ist, nicht eher veröffentlichen und sich dazu erklären dürfen, als bis Sie mit Ihrem Geschäft zu Ende sind, vorausgesetzt, daß es sich nur um einen, höchstens zwei Tage dabei handelt.“ „Die Insinuation ist eben so klar wie unredlich“, meint Edzur: „es handelt sich darum, eine unschuldige Bevölkerung um die Wohlthat des Friedens zu bringen, einen Aufschub zu bewirken, um ihre Taschen umzukehren. Luxemburg ist darüber keine Minute im Zweifel; ohne Zaudern und Skrupel tritt er in dieses Spiel ein.“ Fünffmalhunderttausend Livres Nachzahlung: Das war das Resultat dieser ungeschicklichen „raße“. Erst am zwölften Juni befahl Luxemburg den Ab-



marſch und nahm ſeine Bürger mit. „Das koſtet viel Geld“, ſagt er, „denn ich habe beim Diner und Souper vier Barone, die bei uns bleiben werden, bis die Wechſelbriefe acceptirt ſind. Darum muß ich eine ſo nichtswürdige Geſellſchaft ertragen“. Das „gute Volk von Limburg“ hat ſich in ſeinem Entſetzen nicht gegen die Elendszulage geſträubt . . .

Das Gefühl, das uns heute beim Beſen ſolcher Geſchichten beſchleicht, lehrt uns den Wandel der Anſchauungen kennen. Natürlich wäre es weit geſehlt, wollte Einer glauben, nur ein Franzoſe ſei zu ſolchen Schändlichkeiten fähig geweſen. Kaum ein Menſchenalter früher wüthete in Deutſchland noch der Dreißigjährige Krieg und nicht nur von Schweden und Franzoſen werden da die traurigſten Dinge berichtet. Und hundert Jahre ſpäter faſt war es, da von Bayern aus gegen die Oeſterreicher Reklamationen erhoben wurden, die von denen des „guten Volkes von Limburg“, hätte es ſich damals zu rühren gewagt, kaum übertroffen worden wären. Also nicht am einzelnen Volke lag es, ſondern an der Roheit des „kriegeriſchen Geiſtes.“ Eine Wandlung liegt vor, aber auch eine Wanderung. Wen Oſten wanderte dieſer kriegeriſche Geiſt . . . Und heute? Denke man von der Lehre Tolſtois, was man will: der Mann iſt groß in ſeinem unerſchütterlichen Glauben an die Zukunft des Friedens, des Rechtes und der Gewaltloſigkeit und er iſt heute ſchon eine geſchichtliche Macht. Nicht ſeine Maximen, nicht ſein Glaube, nicht ſeine religiöſe Weiſe werden als ſolche den Wandel herbeiführen. Aber ſie wirken mit und legen Zeugniß ab von dem Eintritt dieſes Wandels, wie das große Werk der ſibirischen Bahn. Quer durch Aſien bis zu den Gefiraden des Stillen Ozeans wird ſie das Evangelium der Kultur tragen, das Wiſſen erwecken und verbreiten, die Befinnung wachrütteln und den Verkehr der Menſchen unter einander in Formen der Menſchlichkeit halten. „Die Ruſſen kommen“: für den Oſten wird, trägt nicht Alles, dieſes Wort einmal einen Ergenzruf bedeuten, wie es für den Weſten ein Schmerzruf war. Heute noch nicht! Denn immer wieder fällt eine höhere Kultur, tritt ſie einer natürlichen Wildheit entgegen, in den Irrthum, dieſe bezwingen, austrotten zu müſſen. Und doch iſt Menſchlichkeit das Ziel der Menſchheit. Aber ein Volk vermag dieſes Ziel zwar im Auge zu behalten, aber es allein zu erreichen vermag es nicht. Und je näher es für ſein eigenes Leben dieſem Ziele rückt, um ſo ſchwerer empfindet es die Hemmungen, die ihm von außen kommen, Hemmungen, die mit ihrem gewaltſamen Charakter zunächſt immer wieder an die von keiner Erkenntniß beleuchteten gewaltſamen Urinſtinkte des Kulturvolkes ſelbſt appelliren müßten. Erſt wenn die Augen aller Menſchen auf jenes hohe Ziel eingeteilt ſind, kann man ſich zum letzten großen Marſch rüſten. Und die Augen einzustellen: Das iſt, was auch immer kurzſichtige Selbſtſucht ſagen und meinen mag, der treibende Grundgedanke aller Koloniſation, alles civiliſatorischen Wirkens. Der Angſt vor der Hemmung eigenen Lebens entſpringt immer mehr das Bewußtſein der Solidarität aller Menſchen und Völker und aus ihm erſt empfängt alles nationale Wollen ſeine Legitimation, ſeine Stärkung, ſeine ſegnende Freude.

. . . Der Abendſtern ſtammte am Himmel, als ich zu ſchreiben begann. Er ging unter. Aber der Morgen bligte auf, ein kühler, heller Frühlingmorgen. Er verſpricht einen herrlichen Tag.



## Lilli Lehmann.

**M**it Ihrer gütigen Erlaubniß möchte ich Ihren Lesern von Lilli Lehmann sprechen. Graf Bälow hat ein Gräßchen im Sinn, — nun ja! Es ist wieder ein Kommerzienrath verhaftet worden, — na, schdu! Und der „Tag“ ist erschienen, vor dessen Probenummer der Ruf des Tenor-Faust verständlich wurde: „O Tag, Dir gilt mein letzter Gruß!“ Trotzdem möchte ich von Lilli Lehmann sprechen. Ich kenne sie zwar nicht persönlich, war nie in ihrem entzückenden Heim und habe sie nicht einmal als Amateur belauert und abgeknipst. Aus ihrem Privatleben weiß ich nur von Hörensagen, daß sie eine thätige Gönnerin der Thiere ist — hoffentlich nicht etwa, weil sie die Menschen, diese mechanische Rasse, verachtet —, und ich habe sie manchmal gesehen, wenn sie in stolzer Haltung und in einem Kostüm, das auf unabhängige Sinnesart deutet, raschen Schrittes die Brunwaldkolonie durchquert. So kann ich denn eigentlich nur von der Künstlerin sprechen; und doch muß ich im Voraus bemerken, daß ich Dies eben nicht kann, daß es mir nicht gelingen will, sie säuberlich-dualistisch in zwei Hälften zu spalten, wie es der tapfere Schwabenritter dem Türken that, daß Frau Lehmann uns eine Persönlichkeit zeigt und daß ich nur deshalb von ihr spreche. Sie ist heute einzig in ihrer künstlerischen Art; und ihre „populären Viederabende“ sind es auch. Wie erfreulich ist es, daß diese Darbietungen höchster Kunst populär sein wollen, wie viel erfreulicher noch, daß sie es wirklich sind! Der weite Raum der Philharmonie ist bis auf den letzten Platz gefüllt, die Mehrzahl der Zuhörer sind Zuhörerinnen, die Herren nur in der älteren und ältesten Generation vertreten. Drei Patriarchen erblickte ich mit blühenden Augen und munteren Farben: so frisch blüht ihr Alter wie greisender Wein! Ob der dol canto ein Lebenselixier ist? Aber das Mannesalter ist spärlich anwesend. Um diese Stunde brüht der deutsche Mann im Stammtischdunst. Pünktlich um halb Acht bohnt sich die Künstlerin nicht ohne Mühe den Weg die Estrade abwärts. Sie steht in ungezwungener, wahrhaft königlicher Haltung neben dem Flügel, an den sie sich nur zuweilen leicht anlehnt. Wie sie während der anderthalb Dugend Vieder, die sie auswendig vorträgt, in dieser zugleich statuedken und lebensvollen Ruhe verharrt: Das schon zeigt uns die strenge Selbstdisziplin, die sie geübt hat und die allein es ihr ermöglicht, die Höhe der Auserwählten zu erreichen. Und nun beginnt sie und wir hören eine Stimme, die so von jeder Schwache befreit ist, daß sie uns dann und wann in dieser Verkürtheit fast transszendental anmüthet und wir leise erschauern. In dieser Stimme giebt es keine Schluchten und Risse, jeder Ton ruht eben, gleich an Volumen und Farbe, neben dem anderen. Die Technik, besonders die Athemführung, ist vollendet. Ich schlürfte jede kleine Vergleierung, schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf vor Staunen und siße mit insipidem Reflexglächeln da, in der Betrachtung solcher Kunst das Opfer d'uno admiration stupide et monotone, wie Rousseau, wenn er die Stimme der Natur vernahm.

Ueber die Ausdrucksfähigkeit der Künstlerin streitet man in der Gemeinde. Die Dreiftesten machen kein Hehl daraus, daß ihr die stärksten dramatischen und heroischen Töne nicht zu Gebote stehen; wer die imponirende Gestalt, den stolzen,

dunklen Hemmenkopf betrachtet, will Das nicht glauben. Aber es mag wahr sein; wenigstens singt Frau Lehmann mit klassischer Mäßigung und nur ganz, ganz selten vernimmt man realistische, geflüstertlich rauhe Accente. Vielleicht hat sie, wie mancher energische Denker und Künstler, ihre Mängel zum Piedestal ihrer Größe gemacht. Jedes Lied hat seinen Stil, dem die Nuance sich unterordnet, keine Partie ist bevorzugt, keine vernachlässigt und vielleicht ist die Einheitlichkeit der ganzen Darbietung das besonders Wohlthuende, der erquickende Nachgenuß, den man in der Erinnerung immer und immer wieder durchkosten möchte. So aus einem Guß zu singen, vermag nur die Meisterin der künstlerischen Oekonomie, die ihr Ziel sicher sieht und ihre Mittel souverain beherrscht. Mitunter tritt Frau Lehmann, die ein an der „Ersten Dramatischen“ hold fremdenbeses allerfeinstes Soubrettentalent besitzt, aus ihrer vornehmen Zurückhaltung heraus; sie spielt leise: ein Augenaufschlag, ein Lächeln, eine diskrete Geste. Dann, in den ernst gestimmten Liedern, tritt wieder der Zug süßen Leidens in ihr Antlitz: ich fühle tief und stark, — o, welches Leid! Und singen darf ich, was ich fühle, — o, welches Glück! Und dann wieder Schnadahüpfel-Schelmerei und balladische Straffheit und lyrisches Ueberquellen und Rommersbuch-Burschikosität und sogar — es ist nicht zu glauben — Selbstpersiflage in Tönen. Frau Lehmann singt ein Lied von einem Burschen, der am grünen Rhein in der Rebenlaube ein zartes Rübchen verspeist, einen würzigen Tropfen schlückert, ein hübsches Mädchen küßt und endlich, an Leib und Seele saturirt, in den Wonnenjuchzer ausbricht: O, wie ist die Welt so schön! Sie singt es mit einem ironischen Zwiel, das da sagt: „Ja, für solch ein junges Blut und unter so beneidenswerthen Umständen, da ist die Welt freilich wunder-, wunderschön; aber als erfahrene Frau muß ich doch bekennen: es giebt auch einige Flecken auf diesem Planeten. Nun, gönnt dem Burschchen sein Vergnügen. Schön wars doch.“ Lilli Lehmann steht eben über ihrem Stoff. Das ist, nach der Ansicht der Esthetischen, ihre Stärke und, nach der Ansicht der Nörgler, ihre Schwäche. Sie muß, so wie sie ist, eine ausgezeichnete Lehrerin sein und es wäre zu wünschen, daß sie Schule machte. Sie besitzt das Haupterforderniß des Lehrers: Autorität — ich habe auch in Paris mit landsmannschaftlicher Genugthuung beobachtet, wie sie das Publikum gängete —, und wenn am Schluß des Konzertes gegen zweitausend Menschen, die sich schon zum scheußlichen Garderobengememel anschickten, regungslos verharrten, sobald ihre Stimme wieder erklingt, so ist Das ein sprechender Beweis für die starke Wirkung, die sie übt und die nicht allein einer ungewöhnlich schönen Stimme, einer ungewöhnlich sicheren Technik, einem ungewöhnlich reichen Ausdruckvermögen entstammt. Ueber den sinnlichen und intellektuellen Genuß hinaus, den Ton und Deklamation zu gewähren vermag, ahnt das Publikum die moralischen Werthe der Persönlichkeit, die vor ihr steht, den Fleiß, die Entfagung, die Selbstzucht, die nothwendig sind, um Das zu erreichen, fühlt, daß ein großer Künstler kein kleiner Mensch sein kann, und beugt sich huldigend vor der Harmonie dieser Erscheinung, die lehrt, daß es auch für den modernen Menschen und auch für das Weib eine Kalosagathie giebt, an deren Zauber wir uns mitten im Zeitalter des athletischen Krüppelthums erfreuen dürfen.

Eduard Goldbed.



## Verkehrsgesellschaften.

Die Begeisterung der Börse für Kiautschou ist vertraucht. Vergebens mühen sich die Verbündeten Regierungen, in ausführlichen Denkschriften das Glück unserer ostasiatischen Reich- und Besitzthümer zu beleuchten. Wer einmal die Dummheit begangen hat, sein Kapital in den Boden des Drachenlandes zu stecken, heuchelt, um seine Bangigkeit zu verbergen, noch immer Interesse für die Entwicklung des Pachtgebietes. Boden ist dort wohl wohlfeil, Konzessionen werden gern verliehen, und zwar nicht mehr ausschließlich an Beamte. Es fehlt sogar an Bewerbern. Die Mutteröhne, die nach Thaten düsterten und noch vor einem Jahr, bevor der Krieg, der Heilige Krieg entbrannt war, dem Vaterlande in der Fremde zu dienen sich beflissen zeigten, sind in den sicheren Port des Elternhauses heimgekehrt und renommiren jetzt mit den Gefahren, denen sie entronnen sind, und mit den Erfolgen ihrer Heldenthaten. Aber sich lehzen nicht nach neuem Ruhm. Das Volk in seiner Gesamtheit wird noch Jahre lang unter dem lähnen Welken deutscher Waffenträger, denen die Exkursion ins Reich der Mitte zum Theil recht Abel bekommen ist, zu feuigen haben. Deutsches Blut und deutsches Kapital düngen das der Heimath ferne Land. Aber die Ernte wird einst von glücklicheren Nebenhüblern in die Scheuer gebracht werden.

Nur eine Hoffnung bleibt uns: unsere Rhedereien brennen darauf, die Konkurrenz auf der ostasiatischen Fahrt aus dem Felde zu schlagen, und sind auf dem besten Wege, dieses hohe Ziel trotz englischer Intelligenz und Beharrlichkeit, die es zu überwinden gilt, zu erreichen. Unsere Schiffsbauer kennen die Geheimnisse der ausländischen Werften und haben ein gutes Gedächtniß. Heute lassen sich sogar schon stolze Engländer in Deutschland Dampfer bauen. Zum Glück verzichtet die deutsche Rhederei seit einiger Zeit darauf, Refordbrecher herzustellen. Den Hauptwerth legen sie auf eine hohe Ladefähigkeit. Die sozialpolitischen Quackalber schreien darüber Jeter. Wären sie Kaufleute, die an ihrem riskanten Besitz verdienen müssen, so würden sie schweigen. Im Uebrigen beeinträchtigt eine starke Fassungskraft keineswegs die Sicherheit eines Schiffes. Deshalb wäre es auch unklug, durch das schlechte englische Beispiel unsere guten Sitten verderben zu lassen und die Tiefade-Linie einzuführen. Als bei einem großen deutschen Schiff im vorigen Jahr ein solcher Versuch unternommen wurde, lobte der Kaiser dieses Beginnen. Die meisten Fachleute aber sind noch jetzt gegen die Einführung der Tiefade-Linie, die richtiger Höchstlade-Linie genannt werden sollte; denn sie zeigt an, wie weit ein Schiff schlimmsten Falles im Wasser stecken darf, ohne daß man eine Ueberladung zu fürchten braucht. Diese Vorschrift, die keinen praktischen Werth hat, weil sie das eine ganz individuelle Behandlung erheischende Schiffahrtswesen in die enge Schablone zwingen will, findet heute selbst in Großbritannien kaum noch Freunde. Wir haben uns in Deutschland wahrlich um ernstere Aufgaben zu kümmern. Und unsere großen Rhedereien sind auf dem Posten. Sobald von irgendwo her die Kunde von einer Hebung des Hafen-

verkehr und einer Verbesserung der Schifffahrtanlagen kommt, melden sie sich, um die Bewältigung der Transportansprüche in angemessener Weise zu regeln.

Seit einiger Zeit ist die Form einer Beteiligung der Regierungen an der Einrichtung eines Dampferdienstes vielfach beliebt geworden; auch das Deutsche Reich macht die neue Sitte schon mit. In solchen Fällen erkennt die Regierung ihre eigene Verpflichtung zur Herstellung von Seeverbindungen an, zeigt zugleich aber auch ihr Bedenken, das damit verbundene Risiko selbst zu tragen. Das Zusammenwirken mit Privatunternehmern, die alle Einrichtungskosten tragen und auf Grund ihrer langjährigen, in verschiedenen Verkehrsbeziehungen gesammelten Erfahrungen das Risiko einschränken können, bietet einen vortrefflichen Ausweg, der beiden Theilen Gewinn verheißt. Traurig anzusehen ist nur, wie bei den Dampferlinien, die um unserer Kolonien willen geschaffen wurden, der Verkehr meist so wenig lohnend ist, daß die von deutscher Seite gebrachten Opfer zum großen Theil fremdländischem Frachtgut Nutzen bringen. Verfügen doch unsere acht Schutzgebiete nach den gewiß optimistischen Schätzungen der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes zusammen nur über sieben Millionen Mark jährlicher Einnahmen! Selbst wenn alle phantastischen Hoffnungen auf die Erträge der deutschen Reichspflanzungen im Jahre 1901 sich erfüllen, wird das Reich den Kolonien wieder mehr als dreiunddreißig Millionen schenken müssen; und ein Ende der „Zuschüsse“ läßt sich noch nicht absehen. Durch die Ausgestaltung des Dampferdienstes erweitert sich natürlich die Möglichkeit, die Handelsserzeugnisse unserer Schutzgebiete zu verwerten. Die angewendeten Summen stehen aber in keinem Verhältnis zu dem Gewinn. Trotzdem darf den Rhedereien, die ihre Flotte unablässig vermehren, nicht bang werden, so lange sie sich, wie es zu ihrem Heil noch allgemein der Fall ist, an die Befriedigung offenkundiger Bedürfnisse des Handels und nicht etwa nur an die patriotischen Phrasen weltmachtüster Vaterlandsfeinde halten, denen Pathos die Vernunft erziehen soll.

Welche Kraft eine große deutsche Schifffahrtsgesellschaft sich erwerben kann, lehrt der letztjährige Gewinn des Norddeutschen Lloyd. Für das hoholener Unglück muß er etwa fünf Millionen Mark opfern. Trotzdem kann er den Aktionären noch 8½ Prozent Dividende zahlen. Aber diese Anteilseigner, wie die Schiffbesitzer in vielen Seestädten genannt werden und wie auch die Aktionäre sich gut deutsch nennen sollten, machen lange Gesichter, weil vielleicht neue, gute Geschäfte, die da locken, neues Kapital fordern würden. Muß darum aber auch die Dividende sich verringern? Mit größeren Mitteln läßt sich Besseres erreichen. Die Handelswelt wird von Jahr zu Jahr umfangreicher; die Industrie sucht neue Absatzgebiete und in der Bevölkerung entlegener Erdgegenden werden neue Bedürfnisse geweckt. Da ist es doch klar, daß auch die Dampfergesellschaften sich ausdehnen müssen. Ist die Verwaltung solid und trifft die Gesellschaft keine große Havarie, so verzinst sich jeder neue Groschen besser als der alte.

Mit den Straßenbahnen steht es ähnlich. Verbessern sie ihren Betrieb, so wendet sich ihnen ein neues Publikum zu, das bisher nichts von ihnen wissen wollte. Selbstverschuldlich läßt sich keine Renewer und keine Ausdehnung der Linien ohne Geldmittel durchführen. Ein panischer Schrecken lähmt aber die Aktionäre, sobald sie von der Nothwendigkeit einer Erhöhung des Aktienkapitals hören. Rasch sind sie mit dem Wort „Verwässerung des Geldes“ bei der Hand,

obwohl, wenn das Verkehrsunternehmen seine Macht bei Ausdehnung der Linien verstärkt, auch das Kapital doch nur noch mehr gesichert wird. Wir rechnen heute mit anderen Ziffern als unsere Väter und deshalb sollte uns eine Straßenbahngesellschaft mit siebenzig bis achtzig Millionen Mark Grundkapital nicht schrecken. Die Rubrik der Zeitungsbekwerden über die Mangelhaftigkeit der Straßenbahneinrichtungen und die Uncoulang der Verkehrsverwaltungen ist täglich gefüllt. Würde aber nach den Wünschen Seiner Majestät des Publikums, so weit sie nicht bloße Chimäre bedeuten, sondern Wohlfahrtszwecken dienen, gehandelt, dann hätten die Aktionäre auf Gewinne überhaupt nicht mehr zu rechnen. Der Paschaton, in dem sich die Leiter der Großen Berliner Straßenbahn gefallen, erhöht ihre Unbeliebtheit. Aber die Direktoren und Aufsichtsratsmitglieder sind schließlich nur die Beauftragten der Aktionäre und werden nur dann, wenn sie deren Interessen sorgsam wahrnehmen, das Bewußtsein der Pflichterfüllung in sich tragen; die Bequemlichkeit der Fahrgäste kann ihnen so lange Sekuba sein, wie ihnen deren Kundschaft unter dem Zwang einer verhassten Notwendigkeit unbedingt sicher ist. In die Tasche der Aktionäre fließt in größeren Städten nur ein geringer Theil der Einnahmen. Staat und Kommune geben sich redliche Mühe, um mit stets neuen Lasten den privaten Straßenbahnbetrieb zu beschweren. Seit die Sozialpolitik ein wichtiger Programmpunkt der behördlichen Seelsorge geworden ist, öffnen sich täglich neue Quellen, aus denen die Gewinne in den Strom des öffentlichen Lebens abfließen. Auch der Wahrheit, daß vermehrte Aufwendungen zu erhöhten Gewinnen führen, sind Grenzen gezogen. Es giebt in großen gewerblichen Armeen Söldner, die für die Hebung ihrer sozialen Lage nicht nur nicht dankbar sind, sondern aus dem Beweis einer ihnen gewidmeten gesteigerten Fürsorge nur ein verstärktes Recht auf Lässigkeit folgern.

Das Wachsthum der großen Verkehrsgesellschaften wird oft als eine Gefahr für das öffentliche Leben geschildert, trotzdem aber verkündet, sie müßten, um von Privatunternehmern nicht mißbräuchlich ausgenutzt zu werden, vom Staat oder von der Kommune übernommen werden. Dadurch würde die an die Wand gemalte Gefahr sich nur verschlimmern. Eine Straßenbahn, die nicht das ganze Feld innerhalb einer Stadt beherrscht, wird ihrer öffentlichen Aufgabe kaum gerecht werden können. Deshalb sollten die hochwohlwollenden Stadtväter nicht gar zu ängstlich vor dem Verlangen nach neuen Konzessionen zurückschrecken, als entäußerten sie sich durch deren Bewilligung ihrer heiligsten Rechte. Die Stadt Berlin zeigt bei ihrer Willfährigkeit gegen die Wünsche der Bürgerschaft eine unglückliche Hand. Sie kauft, um dem Haß gegen das im Straßenbahnwesen arbeitende Privatkapital die Nahrung zu entziehen, eine kleine, nur mit sechs Millionen Mark ausgestattete berliner Straßenbahnlinie auf und läßt sich dabei von den längst der Verantwortlichkeit des eigenen Betriebes müden Unternehmern gehdrig übers Ohr hauen, obwohl die Bahn auch für ein Butterbrot zu haben wäre. Das eröffnet nicht gerade die angenehmsten Aussichten auf die Zeit, wo Berlin ein städtisches Straßenbahnnetz sein eigen nennen wird.

Kluge Männer haben einen — vorläufig noch nicht für die Öffentlichkeit bestimmten — Plan ausgeheckt, nach dem sich die Kommune allmählich in den Besitz mindestens der Hälfte des gesammten Aktienkapitals der Großen Berliner Straßenbahn setzen soll, um auch die neu zur Ausgabe gelangenden Bezugs-

rechte auf junge Aktien zu erwerben. Der Gesellschaft und der Börse soll nach und nach unmerklich ihr Besitz entzogen werden und eines Tages soll die Stadt in der dann ihrer Macht unterthanan Generalversammlung die sofortige Verstaatlichung des Unternehmens zu einem Spottpreis beschließen. Die Besitzer der anderen Hälfte des Aktienkapitals würden dadurch um ihre Ansprüche geprellt werden. Die Ausführung dieses Planes ist möglich, wenn sich nur ein Banthaus findet, das die dazu nöthigen großen Geldmittel vorschießt; denn die Bewilligung der erforderlichen Gelder durch die Stadtverordnetenversammlung dürfte erst nach gelungenem Streich nachgesucht werden. Wenn dann aber die Stimmung der Versammlung umschlägt und sie auf den kostbaren Aktienbesitz verzichtet, so liegen die Herren, die Vorsehung spielen wollten, mit ihren Millionen titeln fest. Aus dem schönen Projekt wird also wohl nichts werden. Ich glaube, die Stadt wird sich noch sehr reiflich überlegen müssen, ob sie den Leuten, die auf einen kommunalen Straßenbahnbetrieb hindrängen, nachgeben soll. Das Publikum würde bei solchem Wechsel wahrscheinlich nicht allzu gut fahren, denn es hätte mit einem unzerbrechlichen Monopol zu thun, gegen dessen Macht es nur eine — und zwar eine sehr unzuverlässige — Berufung gäbe: die an die staatliche Aufsichtsbehörde, deren Wälen schon heute nur dem sanften Züßtern des Zephyrus gleicht. Die Vermehrung, der wachsende Wohlstand und die Vermödnung der Bevölkerung drängen das Verkehrsweisen unaufhaltsam vorwärts. Hüten wir uns, ihm durch behördliche Fürsorge und Reglementirung Ziel und Richtung weisen zu wollen! Privater Fleiß und Weitblick hat die bestehenden Verkehrsvereinigungen geschaffen und die Leute, die sie angreifen, haben durch eigene Thaten bisher noch nicht bewiesen, daß sie selbst Besseres zu leisten im Stande wären.

Synkeus.



## Victoria.

**N**och ist, während diese Zeilen geschrieben werden, aus Osborne nicht die Meldung vom Tode der englischen Königin gekommen. Aber die zweiundachtzigjährige Greisin wird sich von dem schweren Anfall nicht wieder erholen und wahrscheinlich wird, ehe dieses Heft noch in den Händen der Leser ist, Albert Eduard König von England und Kaiser von Indien sein. Bei uns ist man geneigt, zu glauben, ein Thronwechsel in Großbritannien sei die gleichgiltigste Sache von der Welt, denn dort regirt das Parlament durch die von der Mehrheit zur Macht geführten Minister, der wahre König von England heiße Salisbury, werde nächstens Chamberlain, Balfour oder Rosebery heißen und wenig liege daran, ob eine alte Frau oder ein alter Mann die Krone trage, die nicht mehr sei als ein ehrwürdiges Zergeräth. Was klingt richtig und ist doch nicht ganz. Wohl hatte Bismarck Recht, als er England eine Republik nannte; nur die Fassade des Königthumes ist stehen geblieben, hinter der ein

oligarchisches selbstgovernment sich längst wohllich eingerichtet hat. Und doch muß der Tod der Königin Victoria als ein weltpolitisches Ereigniß betrachtet werden. Von den Rümpeln aller Länder wurde sie seit Jahrzehnten wegen ihrer angeblichen Vorliebe für alkoholische Getränke und wegen des jätlichen Wesäles verhöhnt, mit dem sie einen schottischen Kammerdiener begnadet haben soll. Aus solchen wirklichen oder erfundenen Wunderlichkeiten ihres Privatlebens aber läßt sich höchstens ein Zerrbild der Frau gestalten, die seit dreihundsechzig Jahren über das politisch begabteste Volk der Erde herrscht und diesem Volk von Jahr zu Jahr werthvoller, lieber geworden ist. Sie hat nie versucht, die Grenze zu überschreiten, die ihr die Verfassung des Vereinigten Königreiches zog, aber sie hat im Stillen mehr „gemacht“, als man auf dem Festland ahnte. Die kluge Politik ihrer Eheistungen wird berühmt bleiben; und es ist ihr persönliches Verdienst, daß heute in Petersburg und in Berlin der britische Einfluß das wichtigste Gelände befruchten kann. Oft haben die Minister Ihrer Majestät sich über dieses heimliche Treiben geärgert, noch öfter sich aber der so gewonnenen Früchte gefreut; und selbst d'Israeli, der in seinen wilden Tagen gegen die unbequeme Dame in Windsor Wuth schnaubte, mußte schließlich einsehen, daß ohne diese Frau, der er den Titel der Emprossa of India erkstrit, politisch nicht zu rechnen war. Ihr Gebiet war die höchste Politik, deren Bedeutung auch nach 1789 und 1848 nicht geschwunden ist. Da knüpfte sie ihre Fäden an, sorgte auf den Höhen für gutes Wetter und erlebte als Weislin die Freude, die in den Hauptmächten, in Deutschland und Rußland, Regirenden anglophil gestimmt zu sehen. Am russischen Hof wird seit dem Einzug der anglisirten Kaiserin englisch gesprochen und für den Frieden geschwärmt; und wer weiß, ob ohne die leise Borarbeit der alten Königin das Deutsche Reich die Buren im Stich gelassen und mit Großbritannien zwei Verträge geschlossen hätte, deren Wichtigkeit von der Masse jezt noch kaum gewürdigt werden kann. Sie hat sich, trotzdem ihr Gatte und erster Berather ein Koburger war, nie eitel, nie taktlos, launisch, unzuverlässig gezeigt und konnte auf Erfolge zurückblicken, wie sie selten einem gekrönten Manne beschieden waren. Dieses ruhige und glückliche Regime hat die Briten verwöhnt und es wird interessant sein, zu beobachten, wie sie sich mit Albert Eduard abfinden werden, der sich bisher nur als *vivour*, Modekönig und Sportsman Vorder erworben hat. Seine Schulden wird er an Cecil Rhodes, Alfred Beit & Co. jezt bezahlen können; aber er ist wohl zu alt, als daß man hoffen dürfte, er werde, wie Shakespeares auf den Thron berufener Prinz von Wales, die wüsten Kumpane abschütteln und fortan nur noch dem großen Königsgedanken leben. Eine Kamarilla von Industrierrittern, einen *privy council*, wie er in den Tagen der Stuarts bestand, werden die Briten sich nicht gefallen lassen. Durch ihr langes Leben hat die Königin Victoria dem Lande einen unschätzbaren Dienst erwiesen; denn heute ist der Baccaratprinz ein milder, der Ruhe bedürftiger Herr, dessen finanzielle und erotische Abenteuer kaum noch ernstlich zu fürchten sind. Die Mutter hat ihm, hat allen Königen ein gutes Beispiel gegeben: sie hat gezeigt, was eine starke Persönlichkeit in stetiger, aus dem Schatz der Erfahrung schöpfender Arbeit auch im engen Kronbereich eines Verfassungstaates noch zu leisten vermag, wenn sie auf den Schein der Macht bescheiden verzichtet und nicht glänzen, sondern in stillen Wirken Geltung erwerben will.